

Altar und Kirchengeräthe.

Bildende Kunst.

Die Culturentwicklung der an der Grenzscheide zwischen Orient und Occident gelegenen Bukowina und ihrer Nachbarländer blieb infolge der zahlreichen kriegerischen Ereignisse in früherer Zeit gegenüber den westlichen Ländern weit zurück. Wie das Land in politischer und commercieller, vorwiegend aber in religiöser Hinsicht vom Orient abhing, so bildet es auch in seinem kunstgeschichtlichen Leben kein selbständiges Ganzes, sondern blos einen Theil des großen Gebietes, welches sich von Byzanz aus über den Balkan und Griechenland

einerseits, über Kleinasien, Armenien und Georgien bis an den Kaukasus anderseits erstreckt und sich später, mit der Ausbreitung des Christenthums, nordwärts über die Donau bis in das südliche Rußland ausdehnte. Innig, auch national, hängt ferner die Bukowina mit den ehemaligen Donaufürstenthümern und besonders mit der Moldau zusammen, mit welcher sie Jahrhunderte lang durch die gleichen Regenten, von denen viele hier sogar residirten, vereinigt war.

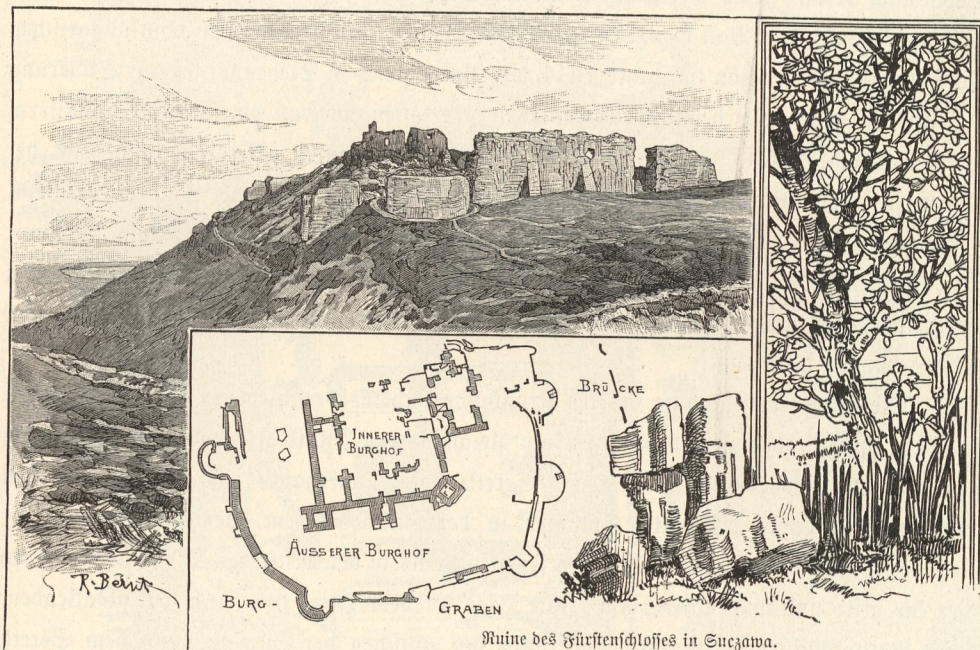
Eine Kunstgeschichte des Landes ist noch nicht geschrieben worden; gerade in diesem Wissenszweige erweist sich das Studium als verhältnißmäßig schwierig. Abgesehen von einer Monographie über die Kirchenbauten in der Bukowina ist man hier noch größtentheils auf Autopsie und auf eigene Aufnahmen angewiesen. Das Arbeitsfeld ist ein überraschend ergiebiges. Es erstreckt sich ziemlich gleichmäßig vorwiegend über den südöstlichen Theil des Landes und über die ehemalige Moldau, derart, daß alles, was sich bis ins vorige Jahrhundert im Allgemeinen über die bildenden Künste in der Bukowina sagen läßt, gleichzeitig von der Moldau und der Walachei gilt. Daß noch manche Lücke besteht, welche durch weitere, historische und kunstgeschichtliche, sich gegenseitig ergänzende Forschungen ausgefüllt werden wird, ändert an dieser Thatsache nichts.

Wir sondern den Stoff in zwei Zeitabschnitte. Hievon reicht die ältere Periode ungefähr bis zum letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, das ist bis zur Übernahme der Provinz in die österreichische Verwaltung, während die neuere die Entwicklung der Künste im laufenden Jahrhundert in sich begreift.

Die nach der Wende des ersten Jahrhunderts von Trajan geschaffene römische Provinz Dacien erstreckte sich nördlich bis nahe an die heutige Bukowina. Ob daselbst einzelne römische Ansiedelungen bestanden und ob seitens der Römer Erdwerke oder sonstige Bauten aufgeführt wurden, wissen wir nicht; außer einer größeren Zahl römischer Münzen und zwei, für römisch gehaltenen Ziegelfragmenten hat man bisher dem Boden des Landes keinerlei Funde entnommen, welche als sichere Beweise für die Richtigkeit einer derartigen Annahme gelten könnten. Die Wahrscheinlichkeit spricht indeß dafür, wenn man in Betracht zieht, daß nicht bloß eine Anzahl unter dem Namen „Trajanswälle“ bekannte, bis hundert und mehr Kilometer lange, mächtige Erdaufwürfe in der Dobrudscha und in Bessarabien, sondern ähnliche, ebenfalls Trajan zugeschriebene Wälle auch in Podolien — also südwärts und nördlich der Bukowina — bestehen; wenn man sich an die großartige, den Übergang ins Dakerland bewerkstelligende, bei Turn-Severin bestandene Trajansbrücke erinnert und wenn man bedenkt, daß das Nachbarland Siebenbürgen mit römischen Alterthümern förmlich übersäet ist.

In der Bukowina selbst finden wir eine mächtige, anscheinend nachrömische Vertheidigungsanlage auf dem Miserdziv-zamki bei Hliniža: eine ausgedehnte Wallburg,

im Volksmunde „Tatarenlager“ genannt, die von den Mongolen vorübergehend benützt worden sein mag, wohl aber schon vor dem XIII. Jahrhundert im damaligen Kumanien errichtet ist. Sie liegt auf einem nun vollständig bewaldeten, beiderseits und in seiner Nase steil abfallenden Kamme, welcher sich mit der Wurzel an den langen, den Cecina bei Czernowitz und den Pohar bei Hliniža verbindenden Höhenrücken lehnt. Ihre Länge beträgt ungefähr 300, ihre Breite zwischen 50 und 130 Meter; zwei einfache und drei Doppelwälle, von Gräben begleitet, durchqueren sie, während an einzelnen Stellen auch seitliche Grenzwälle angeordnet erscheinen. Bemerkenswerth ist, daß die inneren Wälle Steinbettungen und



Muine des Fürstenschlosses in Suczawa.

Berschlackungen zeigen. Der Höhenrücken besitzt ab und zu noch sonstige kleinere Erdwerke und diente zur gesicherten Verbindung der wichtigen, bei Hliniža und bei Czernowitz bestandenen Pruthübergänge und der sich anschließenden Verkehrswege. Noch lebt in der Volkssage „das versunkene Dorf“ in der Nähe der ersterwähnten wichtigen Furt, das mit der im Jahre 1893 bei Szipeniž aufgedeckten neolithischen Ansiedelung identisch sein dürfte.

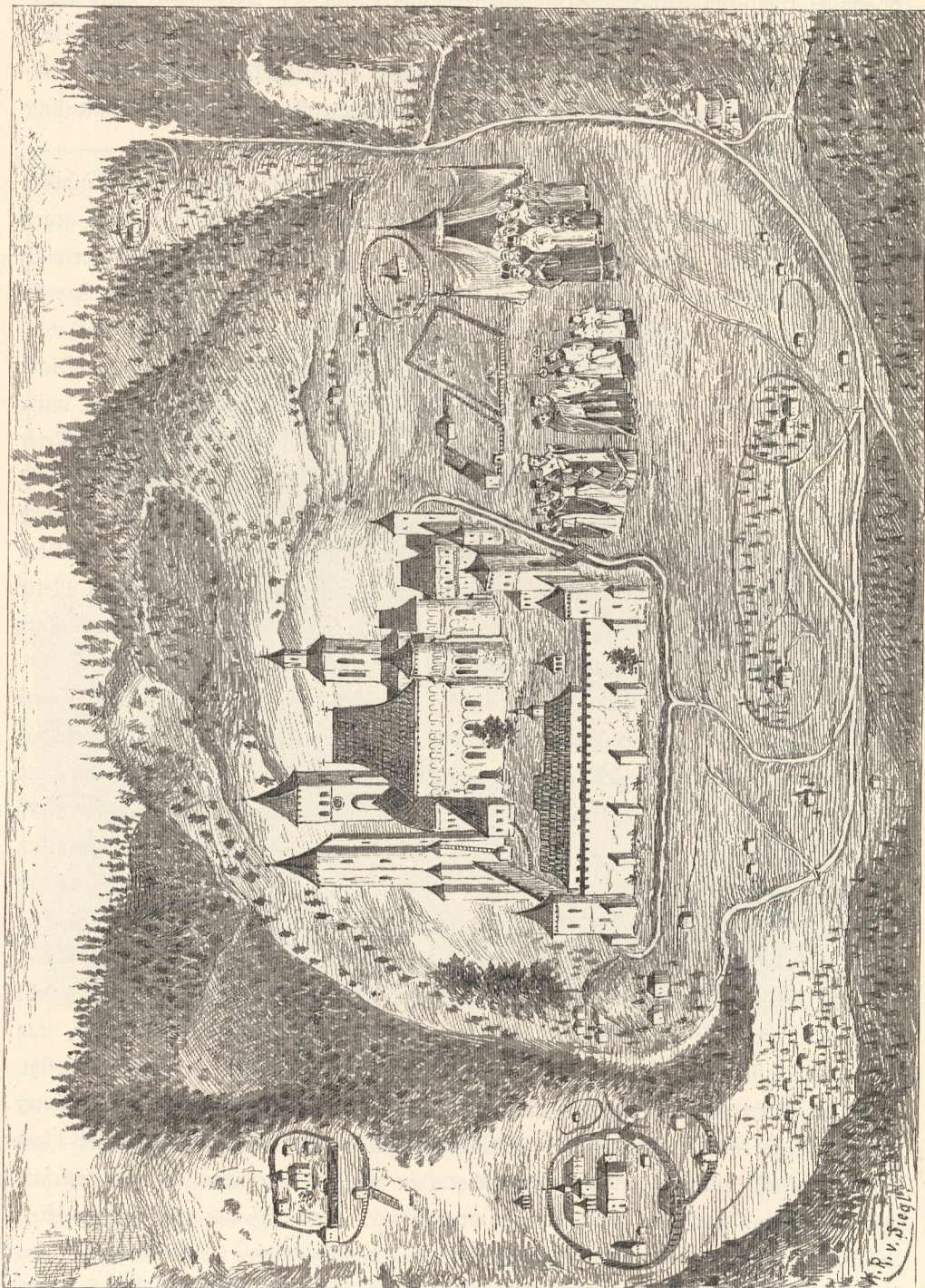
Eine ähnliche Wallburg besteht in Ober-Szerouž auf dem Berdo Horodiszczce, eine kleinere auf dem Zamezysie in Hliboka, während Reste von Wall- oder Befestigungsanlagen in Kalineſtie bei Szerbouž, dann bei Lenkoutz, Zwiniacze, in Gurahumora und anderen Orten, zum Theile vielleicht aus jüngerer Zeit stammend, zu sehen sind. Unweit Badeuž waren Verschanzungen vorhanden, deren Errichtung in die Zeit Stefan des

Großen gesetzt wird. Einer Wallanlage mit Mauerresten begegnet man endlich in dem zu Neu-Fratauz gehörigen Walde.

Im Anschlusse hieran wollen wir des ungefähr 380 Meter über dem Pruthflusse bei Czernowitz gelegenen, wohl nur noch in wenigen Trümmern vorhandenen Bergfrits am Cecina gedenken, von welchem namentlich ein ungestürzter, mächtiger Mauerkörper den Steinbrechern glücklicher Weise festen Widerstand geleistet hat. Zahlreiche Sagen knüpfen sich an dieses Bauwerk, unter welchem sich Gänge und mit Schätzen gefüllte Keller befinden sollen und das zu Anfang dieses Jahrhunderts angeblich noch Theile der Bedachung besaß. Nach den Formen der am Cecina aufgefundenen Sporen und Waffen ist man versucht, den Bau dem Deutschen Ritterorden zuzuschreiben, dem vom ungarischen Könige Andreas II. schon im Jahre 1211 das Burzenland in Siebenbürgen zur Sicherung der Grenze gegen die heidnischen Rumanen überlassen wurde, oder den Johannitern, welchen König Bela IV. im Jahre 1247 das Land Rumanien, allerdings ohne daß der Orden in den dauernden Besitz desselben gelangt wäre, zu Lehen gab. Nach anderen soll der Bergfrit in der Mitte des XIV. Jahrhunderts von dem polnischen Könige Kazimir dem Großen, oder einige Jahrzehnte später, durch den Wojwoden Georg Koriatowicz errichtet worden sein; möglicherweise nahm der eine oder andere blos Erneuerungen oder Erweiterungen daran vor.

Die älteste Burganlage unseres Kronlandes scheint verschiedenen Berichten zufolge in Sereth bestanden zu haben, einem am gleichnamigen Flusse gelegenen, heute ziemlich unbedeutend gewordenen Städtchen. Sereth wird überhaupt die älteste von den ursprünglichen, noch besiedelten Colonien in der Bukowina sein, wenigstens war es zur Zeit der Begründung des moldauischen Fürstenthums in der Mitte des XIV. Jahrhunderts hier die erste und wichtigste Stadt. Ihre Lage an dem gegen den Fluß steil abfallenden, durch Bachschluchten zerklüfteten Nordrande des zwischen der Suczawa und dem Sereth befindlichen Hochplateaus gewährt an und für sich bedeutende Sicherheit gegen feindliche Angriffe; erhöht wird diese noch durch die östlich neben der Stadt gelegene Kuppe, die saganummobene „Ruina“. Unzweifelhaft trug diese früher ein befestigtes Schloß; der Name rührt von Gemäuer her, dessen Reste im vorigen Jahrhundert sichtbar waren, dann als Baumaterial verschleppt wurden; Fundamente sind noch heute nachzuweisen. Wie besäet erscheint hier der Boden mit ausgeackerten Scherben.

Der im Süden Sereths gelegene Burghügel „Saska“ soll ebenfalls ein Schloß getragen haben, das mit der Burg Neamz in Rumänien Ähnlichkeit besaß. Die Errichtung wird dem Deutschen Ritterorden, der nachfolgende Umbau dem Wojwoden Sas, Sohn des Dragoşz, der im fünften Decennium des XIV. Jahrhunderts in Sereth residirte, zugeschrieben. Im Jahre 1819 waren auf Saska noch Mauerreste vorhanden. Die eingangs



Das Kloster Putna zu Ende des XVIII. Jahrhunderts.

erwähnten römischen Ziegelfragmente stammen aus einem, am Fuße des Hügels bloßgelegten Gemäuer. Bemerkenswerth ist auch der in Sereth befindliche bedeutende Wall, von dessen acht bis neun Meter betragender Höhe mindestens zwei Meter künstlich aufgeschüttet erscheinen und welcher bis nun die wichtigste Fundstätte für prähistorische und einzelne für römisch gehaltene Objecte in der Bukowina bildet.

In der Folgezeit wurde Sereth bald von dem geographisch besonders günstig gelegenen Suczawa überflügelt. Für den orientalischen Handel, der sich auch gegen Siebenbürgen und Ungarn hin entwickelte, war letzteres ein wichtiger Stapelplatz geworden. Die Terrainbildung von Suczawa hat große Ähnlichkeit mit jener von Sereth. Auch hier ist es ein theilweise zerklüftetes Hochplateau, an dessen steil gegen den Suczawafluß abfallendem Nordrande die Stadt liegt. Sowohl westlich als östlich von der Stadt trägt dieser Steilhang Ruinen; die im Westen gelegenen bestehen lediglich aus einem, unter der Bezeichnung „Cetatea de la apus Stefan cel mare“ bekannten, ungefähr acht Meter breiten quadratischen Thurme, von dessen massigen Bruchsteinmauern die vordere bereits abgestürzt ist oder abgebrochen wurde, während die im Osten befindlichen Ruinen vom alten Berg- oder Fürstenschlosse stammen. Innerhalb der dasselbe von drei Seiten umgrenzenden, bis zu 30 Meter breiten Gräben bedeckt dieses eine Fläche von 125 Meter Länge und 90 Meter größter Breite; die grabenlose Seite bildet den jähren Absturz gegen den tief eingeschnittenen Rakainerbach, der, sowie dessen Seitenschlucht, der Szipot, die Fundstätte zahlreicher Münzen, Pfeilspitzen, Sporen und dergleichen ist. Auf dem entgegengesetzten Ufer dieses Baches liegt die alte Metropolitan- oder Mirautzerkirche, die der Sage nach mit dem Schlosse durch eine allerdings fabelhafte Brücke in Verbindung gestanden sein soll. Diese mit verschiedenen Verschanzungen umgebene mächtigste Burg der Bukowina spielte in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle, namentlich als vom vorletzten Decennium des XIV. oder doch vom XV. Jahrhundert an bis nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts die moldauischen Wojwoden in Suczawa residirten. In seiner „Denkschrift“ vom Jahre 1779 berichtet der General Karl Freiherr von Enzenberg, das sich in Suczawa siebenzehn große demolirte Kirchen und zahlreiche, kunstgerecht hergestellte, sehr tiefe Keller befinden, endlich daß diese Stadt „eine sehr weitläufige, nun zusammengefallene Residenz und eine große, auch zusammengefallene Bergfestung“ besitzet. Unter der hier erwähnten Residenz dürfte, neueren Nachforschungen und Aussagen älterer Leute zufolge, ein in der Stadt selbst, und zwar in der Nähe der Mirautzer- und Demetriuskirche gelegener, größerer fürstlicher Bau verstanden gewesen sein, von welchem heute allerdings nur mehr die sich unter den Straßen herumziehenden Keller und altes, stellenweise als Fundamente wiederbenütztes Gemäuer nachgewiesen werden können; unter der „Bergfestung“, welche, wie besonders Gabriel Freiherr von Splényi 1775 berichtet,

„über die ganze Stadt dominirt“, ist unstrittig das Fürstenschloß, jetzt kurz „Cetatea“ genannt, gemeint.

Gegenwärtig bestehen vom Fürstenschlosse nur geringe Mauerreste; sie zeugen indes noch von der einstigen Größe und Stärke der Festung. Imposant ist die südliche, von



Kirche in Watra-Moldavița.

zwei runden Bastionen flankirte Wehrmauer, deren hohes, an fünf Meter breites Thor, wohl mittelst Fallbrücke, den Hauptzugang gebildet haben mochte. Letzterer führte in einen, das höher gelegene Schloß von drei Seiten umgebenden Vorhof. Die Mauerreste und Fundamente lassen auf zahlreiche, ehemals bestandene Thürme und sonstige Gebäude von verschiedener Art und Lage schließen. Die Mitte der Nordseite nahm die Schloßkapelle ein, deren Hauptapfis zum Theile noch vorhanden ist, wie auch Überreste der typischen,

figürlichen Bemalung an derselben. Ein breiter Zugang zu dem Schlosse war auch hinter der Kapelle angeordnet; ein Nebenausgang führte an der Westseite in die Bachschlucht herab. Im Jahre 1895 wurde die wissenschaftliche Durchforschung des Schlosses eingeleitet, die bereits sehr interessante Ergebnisse lieferte.

Sowohl über die Begründung des nun ruinenhaften Fürstenschlosses, als auch über dessen Untergang fehlen vorderhand sichere Nachrichten. Vielleicht bestand hier schon früher eine vom Deutschen Ritterorden, möglicherweise von den Johannitern errichtete Befestigung, oder doch wohl eine Wallburg. Der Wojwode Peter Muszat, der die Residenz von Sereth nach Suczawa verlegte, ließ gewiß bedeutende Veränderungen und Erweiterungen an dem etwa vorhandenen Bau vornehmen. Unter Alexander dem Guten, der dem Fürstenthume Moldau die erste staatliche Form gab, wird das Schloß der Hauptsache nach vollendet gewesen sein. Die Sage erzählt nämlich von ungeheueren Schätzen, welche der Fürst in den unterirdischen, weitverzweigten Gewölben des Schlosses verbarg. Zu seiner Zeit, das ist am Beginne des XV. Jahrhunderts, stand Suczawa bereits in hoher Blüte und die Stadt erweiterte sich fortwährend infolge neuer Ansiedelungen. Fürst Alexander brachte auch die Gebeine des heiligen Johannes Novi in die alte Metropolitankirche und machte hiedurch Suczawa zu einem noch heute berühmten Wallfahrtsorte.

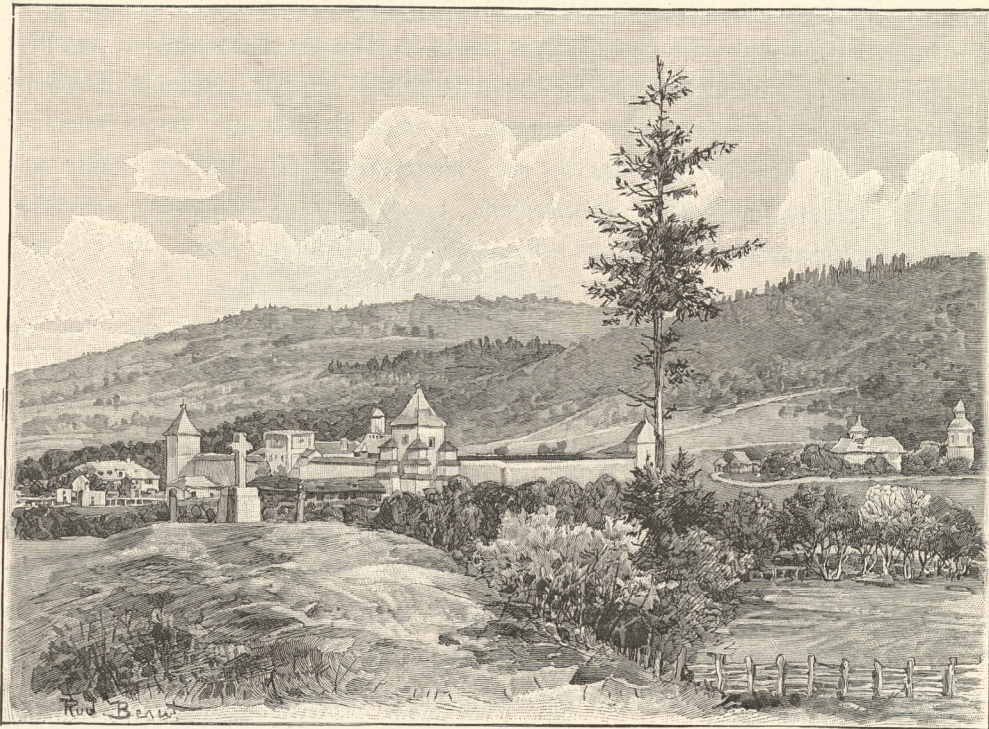
Auch in späterer Zeit wurden noch Bauveränderungen am Fürstenschlosse vorgenommen, so namentlich durch Stephan den Großen, der unter anderen auch gefangene Tataren für die Arbeiten verwendete, während er in der Urkunde vom 31. August 1458, mittelst welcher er dem Dorfe Burginestie gewisse Freiheiten ertheilte, die Einwohner gleichzeitig von der „Frohnde bei der Burg Suczawa“ loszählte. Auch Peter Raresz ließ im zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts das Schloß verstärken, der Wojwode Johann oder Heraklides aber dasselbe einige Decennien später „nach Art der deutschen Ritterburgen“ umbauen und einen Thurm errichten, der auf einer Steintafel seinen Namen trug.

Weitere Anhaltspunkte zur Bestimmung der Bauphasen am Fürstenschlosse lassen sich durch den Vergleich der Constructionen und des Baumaterials mit der Ausführungsart der Mirautzerkirche gewinnen, der es wahrscheinlich macht, daß der Baubeginn für beide Denkmale zusammenfällt. Die genannte Kirche soll aber von Dragosz selbst, oder bald nach ihm von Juga, dem Vorgänger Alexanders, im letzten Decennium des XIV. Jahrhunderts errichtet worden sein.

Durch seine Stärke hielt man das Schloß für uneinnehmbar und es wurde deshalb fort und fort von den Wojwoden als sichere, namentlich unter Peter Raresz und Basil Lupul bestgefüllte Schatzkammer benützt. Es verlor seine Bedeutung auch dann nicht, als nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts der Wojwode Alexander Lapusznean

Jassy zur Residenzstadt wählte. Suczawa litt allerdings darunter, mehr aber noch durch die unter Miron Barnowski im Jahre 1630 erfolgte Verlegung der Metropole nach Jassy; Suczawa, welches nach einer Aufzeichnung aus dem XVII. Jahrhundert 17 Kirchen hatte und in dem man zu eben dieser Zeit noch 20.000 Einwohner zählte, beherbergte nach der Denkschrift des Generals Enzenberg im Jahre 1779 nur 417 Familien.

Im letzten Viertel des XVII. Jahrhunderts stürzte infolge eines Erdbebens ein Schloßthurm ein. Nach F. N. Wickenhäuser hätte 1677 der Wojwode Demeter Kantakuzino



Kloster Suczawiza.

das ehemalige Fürstenschloß devastirt, als er mit den verbündeten Türken das von den Polen besetzte Schloß nach mehr als einjähriger Belagerung einnahm, ein Datum, das W. Schmidt als verfrüht bezeichnet. Weit nachhaltigere Zerstörung erfuhr das Fürstenschloß unstreitig infolge der Verschleppung der Steine als Baumaterial. Beispielsweise erbaute der Armenier Zwan Kapri sein umfangreiches Wohnhaus, jetzt Hôtel Langer, mit Steinen von der Residenz und vom Bergschlosse.

Mit den wenigen, bis jetzt besprochenen Bauwerken ist auch die Reihe der aus der älteren Periode stammenden Profanbauten abgeschlossen. Alle übrigen Baudenkmale der Bukowina aus der in Betracht stehenden Periode sind klösterliche und Kirchenbauten.

Die Klöster, welche wir an erster Stelle behandeln, stellen gleichzeitig auch das beste Verbindungsglied zwischen Schloß- und Kirchenbauten her, denn auch die Klöster waren im Allgemeinen befestigte Plätze.

Gleichwie man im Alterthume die geheiligten Stätten und Tempel an möglichst gesicherten Orten anlegte, sie wohl auch mit starken Mauern und Vertheidigungsthürmen umgab, so schützte auch das Christenthum sein Gotteshaus — im Occident namentlich in den unruhigen Zeiten des Mittelalters — gegen feindliche Überfälle. Im Orient hatte das Christenthum von jeher die erbittertsten Verfolgungen zu leiden; aber nur um so härter im Kampfe und widerstandsfähiger wurde es. Um der Beschaulichkeit ungestört nachhängen zu können und den Verfolgungen aufs beste zu entgehen, suchten die Anhänger der neuen Lehre die unwirthlichsten Gegenden als sichere Verstecke auf. Derart entwickelte sich mehr und mehr das Einsiedler- und Mönchsleben. Die ältesten Klöster und Kirchen erscheinen in Serbien, Griechenland, am Balkan, in Kleinasien, namentlich auch in Armenien und Georgien auf felsigen, schwer zugänglichen Höhen oder in engen Schluchten errichtet.

Ganz auf dieselbe Weise entwickelte sich das Christenthum in den Donaufürstenthümern, einschließlic der Bukowina, in welch' letzterem Gebiete es wohl erst zu Beginn des XIII. Jahrhunderts Eingang fand. Auch hier gelangte das Klosterleben überall zu hoher Blüte, dann allerdings zu einer gewissen Verwilderung; es entstanden so viele Klöster, sowohl für Mönche, als für Nonnen, daß die weitaus größere Zahl dieser Anstalten, und zwar in der Bukowina im Jahre 1785 36 von 40, in Rumänien aber seit dem Jahre 1864 ungefähr die Hälfte der sich auf rund 300 belaufenden Klöster und klösterlichen Einsiedeleien (schituri) aufgehoben wurde.

Bei vielen Klostergründungen knüpft die Sage an fromme Einsiedler an. Als Beispiel sei das im oberen Thale der Woroneß gelegene ehemalige Kloster gleichen Namens erwähnt, das der Fürst der Moldau, Stefan der Große, im Jahre 1488 auf die Bitte des Eremiten Daniel gegründet haben soll. Dieser Einsiedler, der erste Igumen oder Klostervorsteher in Woroneß, an einer Außenwand der Klosterkirche abgebildet und noch jetzt beim Volke sehr verehrt, soll ehemals in einer aus dem Felsen gehauenen Zelle am Abhange des nahen Falkensteins gelebt haben. Eine ähnliche Felsenwohnung, die sogenannte *Chilie in peatră*, welche vollständig die Form der griechisch-orientalischen Kirchen mit Pronaos, Naos und Sanctuarium, sowie einige der nie fehlenden Wandnischen und, ein Stockwerk unter dieser Anlage, eine Zelle besitzt, liegt im Putnathale unweit des heutigen Klosters Putna. Es gibt ferner eine Anzahl entlegener Gegenden im Gebirge, welche noch jetzt den Namen „Einsiedelei“ (*Zahastria*) führen: so die kleine Erweiterung im oberen engen Putnathale, etwa drei Kilometer vom Dorfe Putna entfernt,

woselbst das jetzt ruinenhafte, im Jahre 1758 vom Kadauger Bischof Dositheu nach einem Umbau neu eingeweihte Kirchlein mit daranstoßendem größeren Wohnraume sichtbar ist; in gleicher Weise im Dragoszathale, oberhalb des Dörfchens gleichen Namens, wo noch altes Gemäuer besteht. Mauerreste aus längst vergangener Zeit, unter denen man einen langen Gang entdeckte, finden sich ferner in der Nähe der zuletzt genannten Gegend, an der schon ziemlich hoch gelegenen Waldstelle „Chilie“.

Außer den verhältnißmäßig wenigen, in den Wojwodensitzen oder Metropolen gelegenen Kirchen und Klostervereinen gewannen in Rumänien und in der Bukowina auch



Das gewesene Armenierkloster „Zanka“ bei Suceawa.

diejenigen Klöster Bedeutung, welche auf kuppenförmigen, leicht zu vertheidigenden Anhöhen und vorwiegend jene, welche im Oberlaufe von Gebirgsbächen, rings eingeschlossen von mit dichtem Urwald bedeckten Hängen, gegründet worden waren. Nicht blos, daß der Einfluß der frommen Einsiedler und Mönche oder Kaluger fortwährend im gläubigen Volke wuchs, auch die Hospodare zollten ihnen Verehrung und unterstützten sie auf jede Weise. Häufig gründeten die Fürsten neue Klöster, und zwar hauptsächlich wieder in Thalschluchten; vielfach erweiterten sie die Baulichkeiten eines bereits bestehenden kleineren Mönchvereins, wohl auch unter gleichzeitiger Verlegung des Klosters an einen

passenderen nahen Ort. Sie errichteten sowohl die Klosterkirche, die sie mit den kostbarsten Geräthen beschenkten, als auch die übrigen, allerdings oft sehr primitiven Baulichkeiten, und bedachten das Kloster mit reichen Stiftungen. Bei passenden Gelegenheiten kamen neue Schenkungen zu den alten hinzu. So kam es, daß sich der Besitz mancher Klöster über zahlreiche unterthane Ortschaften, über Mühlen, Felder, Waldungen, Teiche und oft über eine namhafte Zahl leibeigener Zigeunerfamilien ausdehnte und daß sich ihre Rechte auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Einhebung gewisser Steuern, Zölle und Mauthgebühren, dann einzelne Naturalabgaben — Honig, Wachs, Öl, Fische zc. — erstreckten. Der Grundbesitz des Klosters Putna, der allerdings unter den herrschaftlichen Besitzungen in der Bukowina der umfangreichste war, reichte beispielsweise von der Siebenbürger Grenze bis nach Czernowitz.

Die Kirche mit den Grabstätten und dem werthvollen Geräthe, sowie die Habe des Klosters und dieses als solches zu sichern, darauf legten die Gründer von vorneherein ihr Hauptaugenmerk. Sie gestalteten das Kloster deshalb nicht selten zu einem festen Plaze mit Mauern, Gräben und Thürmen um. Der Klosterhof hat im Allgemeinen die Form eines Rechtecks. Die Ost- und Westseite sind kürzer gehalten, derart, daß der Raum um die inmitten des Hofes gelegene langgestreckte Kirche herum annähernd gleiche Breite erhält. Die Lage des Eingangsthurmes richtet sich hauptsächlich nach örtlichen Verhältnissen; in Putna befindet sich dieser an der Ostseite, ebenso in Woroneß, Watra-Moldawiza und Solka; in Suczawa und Suczawiza liegt er an der Nordseite, in Dragomirna an der Südseite. Vor- und Wirthschaftshöfe stammen häufig aus späterer Zeit.

Die älteste noch bestehende Klosteranlage ist Putna. An seinem jetzigen Orte wurde das Kloster vom Wojwoden Stefan dem Großen als Begräbnißort um das Jahr 1466 gegründet. Obwohl seither an den Wohnungen und an der Kirche bedeutende bauliche Veränderungen vorgenommen wurden, ja ein vollständiger Umbau der Kirche stattfand, bestehen noch die Umfassungen des Klosters zum größeren Theile in ihrer ursprünglichen Gestalt. Von dem früheren Zustande desselben erhält man eine ziemlich gute Vorstellung aus einem Gemälde, das aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts stammt und das Kloster nach der vom Metropolitzen Jakob, 1757, durchgeführten vollständigen Restaurierung zeigt. Der allerdings klein dargestellte Wassergraben wird wohl lediglich Bertheidigungszwecken gedient haben und, seinerzeit wenigstens, dementsprechend groß gewesen sein, wie ja auch die Putna, die in diesem Bilde sehr schmal gezeichnet erscheint, thatsächlich ein breites, wasserreiches Flüsschen ist. An ihrem rechten Ufer bemerkt man die Chilie in peatrá mit der Stiege ins obere Geschos. Als Ersatz des an der Westseite sichtbaren, baufällig gewordenen Glockenthurmes errichtete man rechts vom Eingange einen neuen Thurm, der 1885 eingeweiht wurde.

Von dem ebenfalls von Stefan dem Großen im Jahre 1488 begründeten Kloster Woroneß besteht außer der Kirche noch der jetzt lediglich zur Aufnahme der Glocken benützte Eingangsturm, während man von den verhältnißmäßig dünn gehaltenen Umfangsmauern nur einzelne unter der Rasendecke verborgene Fundamente nachweisen kann. Die südlich der Kirche befindlichen Ruinen eines größeren Gebäudes rühren von einer zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch ein englisches Geschäftshaus errichteten Porzellanfabrik her, die wohl mit Benützung einzelner Theile der Klosterfundamente erbaut worden ist.

Das jetzige Kloster Suczawa, dessen Kirche im Jahre 1514 als neue Metropolitankirche vom Wojwoden Bogdan III. begründet und 1522 von seinem Sohne Stefan VI. vollendet wurde, besaß keine besonderen Befestigungsanlagen; den Glocken- und Eingangsturm erbaute der Wojwode Peter VI. (der Lahme) im Jahre 1589.

Minder befestigt war das Kloster Humora, dessen Kirche im Jahre 1530 von dem logofet-mare (Kanzler) Theodor Bubujog als Grabeskirche errichtet wurde und von dem nur noch ein hoher Thurm besteht. Dagegen wurde das Kloster Watra-Moldawiza von dem Wojwoden Peter Karesz im Jahre 1531 vollkommen nach fortificatorischen Grundsätzen erbaut. Die 1½ Meter starken, an sechs Meter hohen, aus Bruchsteinen bestehenden Ringmauern umschließen den ungefähr 65 Meter breiten und 72 Meter langen Klosterhof. An der Südseite fehlt dermalen die Mauer, an deren Stelle in jüngerer Zeit das jetzige Pfarr- und Wirthschaftsgebäude kam. An dem Südende der nach Osten gerichteten Seite befindet sich der starke quadratische Glockenthurm, ungefähr in der Mitte der dreigeschoßige Eingangsturm und an dem Nordende ein runder Vertheidigungsturm. In der Mitte der Westseite ist ein im Außenem einem starken Strebepfeiler gleichendes Kämmerchen mit Schießcharten ausgebaut, um die Mauer zu enfiliren. Die innere Ecke zwischen der Nord- und Westseite wird von den Ruinen des zweigeschoßigen Wohnhauses eingenommen, das sich der Radauzer Bischof Ephrem in den Jahren 1610 bis 1612 erbauen ließ. Die Klöster Humora und Watra-Moldawiza waren übrigens schon früher gegründet worden und bestanden an anderen Stellen. Das letztere hatte im Jahre 1401 Alexander der Gute, Humora aber, vielleicht um wenig später, der Richter Johann errichtet. Wenige Ruinen der ursprünglichen Klöster, größere Reste indeß von der alten, durch einen Wolkenbruch zu Grunde gegangenen Klosterkirche Watra-Moldawiza sind noch vorhanden.

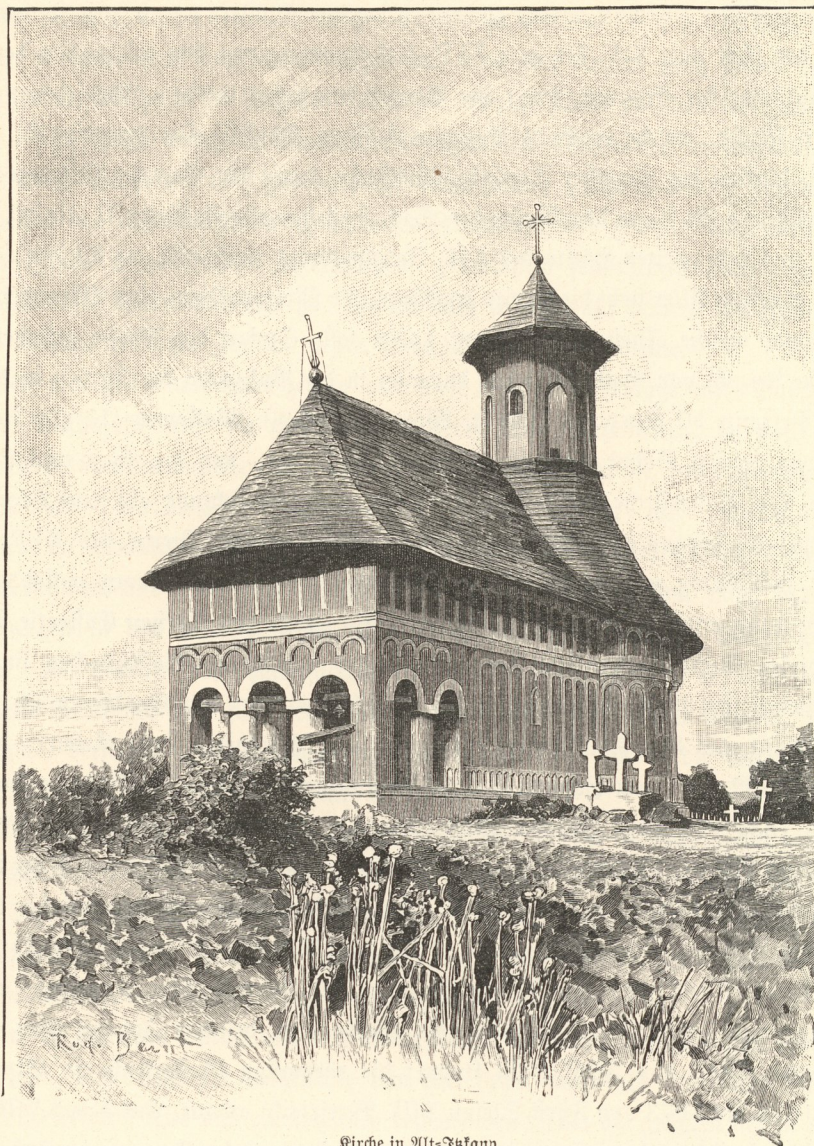
Suczawiza, das von der fürstlichen Familie Mogila begründet wurde und für welches Kloster Georg Mogila, Bischof von Radauz und nachmaliger Metropolit der Moldau, zuerst eine hölzerne Kirche aufführen ließ, wurde in seinem jetzigen Zustande, abgesehen von den mittlerweile adaptirten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden und von minder wesentlichen Veränderungen an Kirche und Umwallung, von dem Bruder des

Bischofs, dem Landesverweser und nachmaligen Wojwoden Jeremia Mogilas in den Jahren 1578 bis 1581 erbaut. Es ist das imposanteste und, mit Dragomirna, das besterhaltene der Bukowiner Klöster. Die Ecken der den Klosterhof umschließenden, mehr als sechs Meter hohen gewaltigen Ringmauern werden von vier Thürmen eingenommen, deren nordwestlicher, gestützt durch besondere Strebepfeiler, quadratisch erscheint, während die drei anderen polygonalen Grundriß besitzen. Der quadratische Eingangsthurm hat sein schmales, sehr niedriges Thor zwischen zwei ungeheuer massigen, an ihren Vorderseiten wohl je sechs Meter breiten, aus riesigen Quadern hergestellten Strebepfeilern.

Während die bisher vorgeführten Bukowiner Klöster, ebenso wie das weiter unten beschriebene ehemalige Kloster Solka, mit Ausnahme des Klosters Suczawa, in Gebirgstälern liegen, befindet sich das Kloster Dragomirna im Hügellande, allerdings eingeschlossen zwischen ausgedehnten Waldungen. Es wurde im Jahre 1602 von dem Metropolitener der Moldau, Anastasius Krimka, gegründet, der auch die prachtvolle Kirche errichtete. Erst nachträglich, und zwar durch den Wojwoden Miron Mogila (Barnowski) gegen 1630, erhielt dieses Kloster, ähnlich dem Kloster Suczawika, eine festungsartige, starke Umwallung; insbesondere wurden hier sehr bequeme, noch heute bestehende gedeckte Umgänge vor den schmalen Schießscharten der Ringmauern angeordnet. Dragomirna bildet die jüngste größere Befestigungsanlage in der Bukowina.

Nahezu gleich gut umwallt ist auch das ehemalige Kloster Solka, das von dem Wojwoden Stefan X. Tomsza im Jahre 1612 begründet, und, als der vertriebene Fürst neuerdings auf den Thron gelangte, im Jahre 1623 durch ihn vollendet wurde. Mit Ausnahme der schönen Kirche und des Glockenthurmes befinden sich die Baulichkeiten, welche jenen von Watra-Moldawika ziemlich gleichen, bereits in halb ruinenhaftem Zustande.

Mit einer allerdings kaum meterdicken, durch Strebepfeiler verstärkten Mauer ist endlich auch noch das armenische Kloster zum heiligen Agenti umwallt, das, westlich der Stadt Suczawa und etwa einen Kilometer von dieser entfernt, am nördlichen Steilrande des höchsten Punktes der Umgebung der Stadt liegt und im Jahre 1551 von dem Armenier Agopsza gestiftet wurde. An der Südseite, nahe der Südostecke, befindet sich der heute unbenützte Eingang unter einem mehrgeschossigen, eine Kapelle enthaltenden Glockenthurm, in dessen Thorhalle man, und zwar auf dem Schlussstein des Thorbogens, die Jahreszahl 1606 bemerkt. Das stockhohe, interessante, eine zierliche Hauskapelle einschließende Hauptgebäude, das wohl schon vor der Klostergründung bestand, liegt an der Nordseite und hat hier seinen Zugang durch einen niederen, schmalen Thorweg. An der westlichen, südlichen und östlichen Klostermauer ließ Johann Sobieski, als er im Jahre 1686 aus Tassy nach Polen zurückkehrte, den sich an den Ecken bastionenartig erweiternden Wall mit Graben neu anlegen oder einen etwa schon bestandenen bedeutend vergrößern, so daß die Graben-



Kirche in Alt-Itzang.

sohle nun circa acht Meter unter der Wallkrone liegt. Aus dieser Zeit stammt die jetzige Benennung des bereits aufgelösten Klosters „Zamka“.

Die architektonische Durchbildung der Klosterbaulichkeiten beschränkt sich lediglich auf einzelne Constructionen und Detailformen, welche von der Kirche, und zwar vornehmlich auf den Eingangsthurm, übertragen erscheinen. Das Gotteshaus selbst bildet das interessanteste Object, mit welchem wir uns daher eingehender zu beschäftigen haben.

Die massiven Kirchen, welche zumeist ehemaligen Klöstern angehörten, stammen fast alle aus der Zeit vom XIV. bis zum XVII. Jahrhundert; von den wichtigsten derselben mögen vorläufig die Erbauer, sowie die Bauzeit angeführt werden. Abgesehen von der Radauzer Kirche, welche auch in Bezug auf ihren Baustil eine exceptionelle Stelle einnimmt, dürften die Serether Dreifaltigkeitskirche, sowie die Serether Johanneskirche, deren Errichtung die Sage den Wojwoden Sas, beziehungsweise Peter II. um die Mitte, respective aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts zuschreibt, die ältesten sein; in ungefähr gleichem Alter steht die bereits erwähnte alte Metropolitan- oder Mirauzer Kirche in Suczawa, welche Fürst Juga erbaut haben soll. Stefan der Große gründete eine bedeutende Anzahl von Gotteshäusern, darunter in der Bukowina die Kirchen in Badeutz (1481), Petrouz bei Suczawa (1487), Woronez (1488), Wollowez (1502), Reusseny (1502, von seinem Sohne Bogdan vollendet 1504) und, wie die Sage erzählt, auch St. Illie. Die Klosterkirche Putna, welche Stefan, wie schon bekannt, als seine Begräbnisstätte gründete, begann der Wojwode Basil Lupul im zweiten Viertel des XVII. Jahrhunderts vollständig umzubauen. Sein Nachfolger Stefan XI. Georg vollendete sie; die Einweihung erfolgte indeß erst im Jahre 1662 unter dem Fürsten Eustratie Dabija. Außer diesen Gotteshäusern und den schon früher erwähnten Klosterkirchen sind noch hervorzuheben: die Kirche in Luzan, im XV. Jahrhundert von dem Gutsherrn Th. Witolt; die in Arbora, als Begräbniskirche, 1500, von dem Gutsherrn Luka Arbure; die von Parhouz, 1502, von dem Bojaren Gabriel Trotuszan; die Demetriuskirche in Suczawa, angeblich 1534 von Fürst Johann Peter (Karesz); die Kirche in Zaharestie, 1542 von dem Bojaren Nikoara Chrowicz erbaut; die 1550 von Helena, Gemalin des Peter Karesz, in Suczawa gegründete, nun von der griechisch-katholischen Pfarrgemeinde benützte Kirche; die Nikolauskirche in Suczawa, 1611 von Nikolaus Braieskul; die Kirche in Alt-Izkany, 1639 von der Nonne Nazaria mit ihrer Tochter Angelina; die von Toporouz, von Fürst Miron Mogila; die Kirche zum heiligen Johann dem Täufer in Suczawa, 1643 von Fürst Basil Lupul; die ehemalige Klosterkirche in St. Dnufri endlich, 1672 bis 1673 von Fürst Stefan XIII. Petriczeiku erbaut. Aus dem XVIII. Jahrhundert schließt sich noch vereinzelt das von dem Klostervorsteher Artemon im Jahre 1767 an Stelle einer bereits bestandenen hölzernen Klosterkirche errichtete Gotteshaus in Gorecza an. Von den armenischen Kirchen, welche im Stile mit den griechisch-orientalischen fast identisch sind, haben wir noch die im Jahre 1521 errichtete Kreuzkirche, sowie die des drei Kilometer südwestlich von Suczawa gelegenen, 1593 von Bogdan Donawafowicz gegründeten Frauenklosters in Haczkadar, schließlich die von Dzeron Simeon 1600 gestiftete heilige Simonskirche in Suczawa zu nennen. Alle diese Kirchen, sowie die Kirchen in Rumänien, liegen mit der Hauptapfis, in der sich der steinerne

Altartisch befindet, nach Osten und besitzen durchwegs verhältnißmäßig sehr dicke Mauern, aber nur winzige, stark vergitterte Fenster und bloß eine einzige ganz kleine, rechteckige Eingangsthür, welche in der Regel — sowie die etwaige Thüre zwischen Vor- und Hauptschiff — von innen durch in Mauerlöcher eingesteckte Querbalken verrimmelt werden konnte. Dies, ebenso die noch gebräuchliche Bezeichnung „Schatzkammer“ für den durch Untertheilen des etwa vorhandenen schmalen Zwischenschiffes gewonnenen, mittels einer engen massiven Wendeltreppe zugänglichen, gewöhnlich fensterlosen Raum (z. B. in Humora, Solka, Watra-Moldawiza, ähnlich auch in Radauz) beweist zur Genüge, daß das Gotteshaus als letzte Zuflucht gegen herannahende Feinde diente.

Mit wenigen Ausnahmen zeigen alle diese Kirchen in Anlage und Durchbildung dieselben Grundzüge und die gleichen charakteristischen Einzelheiten, so daß man in Anbetracht ihres ursprünglichen Verbreitungsgebietes berechtigt ist, den typischen Baustil derselben als „moldauisch-byzantinisch“ oder kurzweg als „moldauisch“ zu bezeichnen. Er entwickelte sich mittelbar aus der Kunst des oströmischen Reiches, beeinflusst von romanischen und gothischen Formen. Gleich den älteren, ihm nahe verwandten Stilgattungen in den kleinasiatischen, namentlich den am Schwarzen Meere gelegenen Ländern, am Balkan und hauptsächlich in Griechenland, gerieth er bald in einen theilweisen Stillstand und fiel mehr oder weniger der Vergessenheit anheim, während der jüngere, derselben Familie angehörige südrussische Stil bis in die Gegenwart fort lebt, allerdings manch mißgestaltete Blüte treibend.

Die byzantinische Kunst fand ihr Hauptelement in der römischen, auf vier Tragurten ruhenden Kuppel. Durch Anfügen von Halb- und Nebenkuppeln in die mittlere Kuppel, beziehungsweise Ausgestaltung der Grundrißform zum griechischen Kreuz mit vier gleich langen Schenkeln, entwickelt sich in der Folge das System des Centralbaues, das in der St. Markuskirche zu Venedig sein glänzendstes Beispiel besitzt.

Im Allgemeinen baute man die Gotteshäuser minder umfangreich ja verhältnißmäßig klein. So besitzt die Kathedrale von Ani kaum mehr als 32 Meter Länge bei ungefähr 20 Meter Breite und einer relativ bedeutenden Höhe; die größten der in Betracht stehenden Kirchen in der Bukowina: die zum heiligen Georg in Suczawa, dann die Klosterkirchen in Putna und Dragomirna, sind sammt der Vorhalle bloß rund 43, beziehungsweise 38 und 35 1/2 Meter lang und im Querschiff an 12, respective 11 1/2 und 1 Meter breit. Man verringerte insbesondere auch, um die Construction zu vereinfachen, die Spannweite der Kuppel, verlieh ihr dagegen, damit sie trotzdem äußerlich zu wirksamer Erscheinung gelangt und den von ihr bedeckten Raos als den Mittelpunkt der Anlage kennzeichnet, durch Aufsetzen eines Tambours eine größere Höhe. Den durch den Wegfall der Emporen verloren gegangenen Raum, der in altbyzantinischen Kirchen, der üblichen strengen Trennung

der Geschlechter wegen, namentlich für die weiblichen Kirchenbesucher bestimmt war, mußte man nun durch Erweiterung des Pronaos zu einem besonderen Kirchenschiffe (dem sogenannten Weiberstande) ersetzen und auf diese Weise kam man, und zwar in den ehemaligen Donaufürstenthümern fast ausschließlich, wieder auf den Langbau zurück, der gleichwohl mit der altchristlichen Basilika nichts anderes gemein hat, als die halbrunde Hauptapsis, welche der byzantinische Kirchenbau als — vom Naos oder Männerstand durch die Bilderwand (Konostasis) getrenntes — Sanctuarium fortwährend beibehielt. Die Grundform ging derart in die des lateinischen fleblattartig gestalteten Kreuzes über, wobei der Abschluß des Querschiffes durch halbkreisförmige, im Verbreitungsgebiete des Stiles völlig typisch gewordene Seitenapsiden erfolgt. Manchmal sind die letzteren blos segmentförmig, oft ganz flach gestaltet und dann wohl gar nur aus der Mauerdicke herausgeschnitten, ganz ausnahmsweise auch rechteckig gehalten.

Die Hauptapsis öffnet sich gegen den Naos mit dem vollen Gurtbogen, dem Triumphbogen der Basilika, besitzt aber trotzdem einen geringeren Durchmesser als dieser. Den Übergang vermitteln eingeschaltete breite Gurten mit successive abnehmender Weite, wobei nicht selten gleichzeitig auch die Mittelpunkte, wohl der perspectivischen Wirkung wegen, allmählig etwas tiefer gewählt werden. Der Durchmesser der Seitenapsiden ist geringer, als jener der Hauptapside; der Anlauf ihrer Halbkuppeln liegt nicht selten in einer anderen Horizontalebene, als jener der Traggurten für die Hauptkuppel. Nach außen zeigen die Apsiden oft eine polygonale Form, welcher sehr häufig ein unregelmäßiges Zehn- bis Bierzehneck zu Grunde gelegt ist, oder sie sind halbkreis- oder segmentförmig, wohl auch rechteckig gestaltet. Zwischen Naos und Pronaos besteht in der Regel eine massive, blos von einer kleinen Thüre durchbrochene Wand; manchmal erscheint sie durch zwei mächtige, mit Gurten unter sich verbundene Pfeiler oder Säulen ersetzt. In etlichen Kirchen wurde vor wenigen Jahren erst an Stelle der Wand eine weite hohe Öffnung angeordnet.

Wie bereits erwähnt, besitzen manche Kirchen zwischen Naos und Pronaos ein schmales Mittelschiff, das dann gewöhnlich der Höhe nach untertheilt erscheint. Die selten fehlende Vorhalle ist entweder offen und von Säulen oder Pfeilern getragen oder geschlossen und rechteckig, ausnahmsweise polygonal. In vielen Fällen wurde die Vorhalle dem Gotteshause erst in späterer Zeit angefügt; an der Johanneskirche in Sereth umschloß man nachträglich die offene, von Säulen umgebene Vorhalle; an der Kirche in Suczawiza erscheinen vor den zwei Eingängen zur Vorhalle kleine offene Vorbauten angeordnet.

Nicht zu häufig ist der Naos blos mit einer, sogenannten blinden Kuppel überdeckt, sonst trägt er auf seinen vier Gurten, von denen die zwei seitlichen nur wenig über die innere Mauerflucht vortreten, eine Tambourkuppel; in der Bukowina besitzen nur einige Kirchen mehr als eine Laternenkuppel.



Holz Kirche in Stobodzja-Romarestie (früher in Rewna).

Besonders charakteristisch und für den moldauisch-byzantinischen Kirchenbaustil typisch, aus ihm selbst hervorgegangen, erscheint die Construction der Hauptkuppel. Es vermitteln vorerst Pendentifs, in welchen gewöhnlich, behufs Schallverstärkung, Thonflaschen

eingewölbt werden, den Übergang von der Bierung der Traggurten zum unteren oder ersten Kuppelringe. Der auf demselben aufgesetzte Tambour besitzt indeß eine viel zu große Breite, als daß er, als Laterne benützt und über das Dach geführt, sowohl innen mit der Lichtweite des Naos, als außen mit den Dimensionen der Kirche überhaupt in proportionalem Einklange stehen würde. Es wird deshalb die Weite der Laterne verringert und der Übergang vom unteren, niedrig gehaltenen Tambour zur Laterne in einfachster Weise dadurch vermittelt, daß man in den Tambour zwei Gurtenpaare derart einbaut, daß sich deren Anläufe nahezu in einer Spitze verschneiden und sie in der Daraufer- oder Daruntersicht ein Quadrat, gewissermaßen eine zweite Bierung bilden. Während aber die Hauptbierung dem ersten Kuppelringe, beziehungsweise der unteren Trommel umschrieben ist, erscheint das erwähnte Gurtenquadrat demselben eingeschrieben, befindet sich aber mit der Hauptbierung nicht in paralleler Lage, sondern ist gegen dieselbe um einen halben rechten Winkel verdreht. Von dem Gurtenquadrate wird ebenfalls mittels Pendentifs der Übergang zu dem oberen oder zweiten Kuppelringe gebildet, der die Laterne direct oder unter Einfügung eines den Durchmesser nach oben um etwas verringernenden Gesimses trägt.

Der Laternenunterbau wird in seiner Wirkung noch wesentlich dadurch bereichert, daß gleichzeitig mit dem in dem unteren Tambour eingebauten, gegen die Hauptbierung diagonal verstellten Gurtenquadrate ein zweites gleich hoch gelegenes Gurtenquadrat zur Verwendung gelangt, dessen Gurten aber mit denen der Hauptbierung wechselweise parallel gelagert sind, während sie sich mit den Gurten des schrägliegenden Quadrates direct verschneiden. Es sind diesfalls anstatt vier größerer nun acht ganz kleine Pendentifs zur Bildung des Überganges, hier aus dem regelmäßigen Achteck in den oberen Kuppelring nöthig. In reichster Ausführung kann sich endlich das Gurtensystem vom unteren Tambour in der darüberliegenden Trommel noch einmal wiederholen.

Die übrigen Räume der moldauisch-walachischen Kirchen sind im Allgemeinen in gleicher Art überwölbt, nur entfällt die Laterne und es sitzt die gewöhnlich etwas gedrückt gehaltene Blindkuppel anstatt auf dem Laternencylinder, direct auf dem oberen Kuppelringe. Dabei werden längliche Räume, um einestheils für die Kuppeln die sie unterstützenden Gurtenquadrate zu erhalten, andertheils, um eine größere Deckenhöhe zu erreichen, durch eine Mittelgurte in zwei Felder getheilt, oder es werden Gurten verschiedener Breite zweckentsprechend eingeschaltet. Die Blindkuppeln selbst bringt man auf die Weise manchmal mit den sich kreuzenden Gurtenquadraten in Einklang, daß man in die Kuppelwölbung das erwähnte Motiv wiederholende gurtenförmige Rippen einsetzt.

Kappengewölbe finden sich nur sehr selten, ebenso selten wird die einfache Tonne verwendet. Eigenthümlich decorativ ist die Wölbung in der halbpolygonalen Vorhalle der Kirche zu Dragomirna durch nezförmig angeordnete Rippen behandelt.

Besonders originell wird die Laternenkuppel an den Bukowiner und rumänischen Kirchen — und für den moldauisch-byzantinischen Stil vollkommen typisch — im Äußeren, hauptsächlich im Unterbau der Laternen, gestaltet. Derselbe besteht nämlich aus einem quadratischen, meist nur niedrigen Sockel, welcher der äußeren Weite der Hauptgurten entspricht und dem manchmal noch ein zweiter quadratischer Sockel von etwas geringeren Dimensionen aufgesetzt erscheint. Darüber liegt ein verhältnißmäßig stark eingezogener Sockel, merkwürdigerweise von sternförmiger Anlage. Die Theilung des Sternes hängt aber mit der Theilung der Laterne im Allgemeinen nicht zusammen, welch' letztere äußerlich fast immer regelmäßig achtkantig, oder vierkantig mit stark abgestumpften Ecken, selten rund erscheint; der gewöhnlich zwölf, selten acht oder sechzehn Spitzen zählende Stern ist auch nicht immer ganz regulär gestaltet, sondern einzelne Spitzen treten mehr, andere weniger weit vom Mittelpunkte desselben vor, und zwar sind diesfalls die gegen die Seitenwände zu gerichteten Spitzen die längeren. Nicht selten liegt über diesem sternförmigen Sockel noch ein zweiter kleinerer Sternsockel, der in seiner Theilung mit der Theilung des unteren Sternes ebenfalls nicht immer übereinstimmt, und gewöhnlich regelmäßig gestaltet erscheint. Vom oberen Sterne wird dann durch kleine Dachflächen in passender Weise der Übergang zur Laterne erzielt, wie dies auch beim Übergang vom quadratischen zum sternförmig gestalteten Sockel der Fall ist.

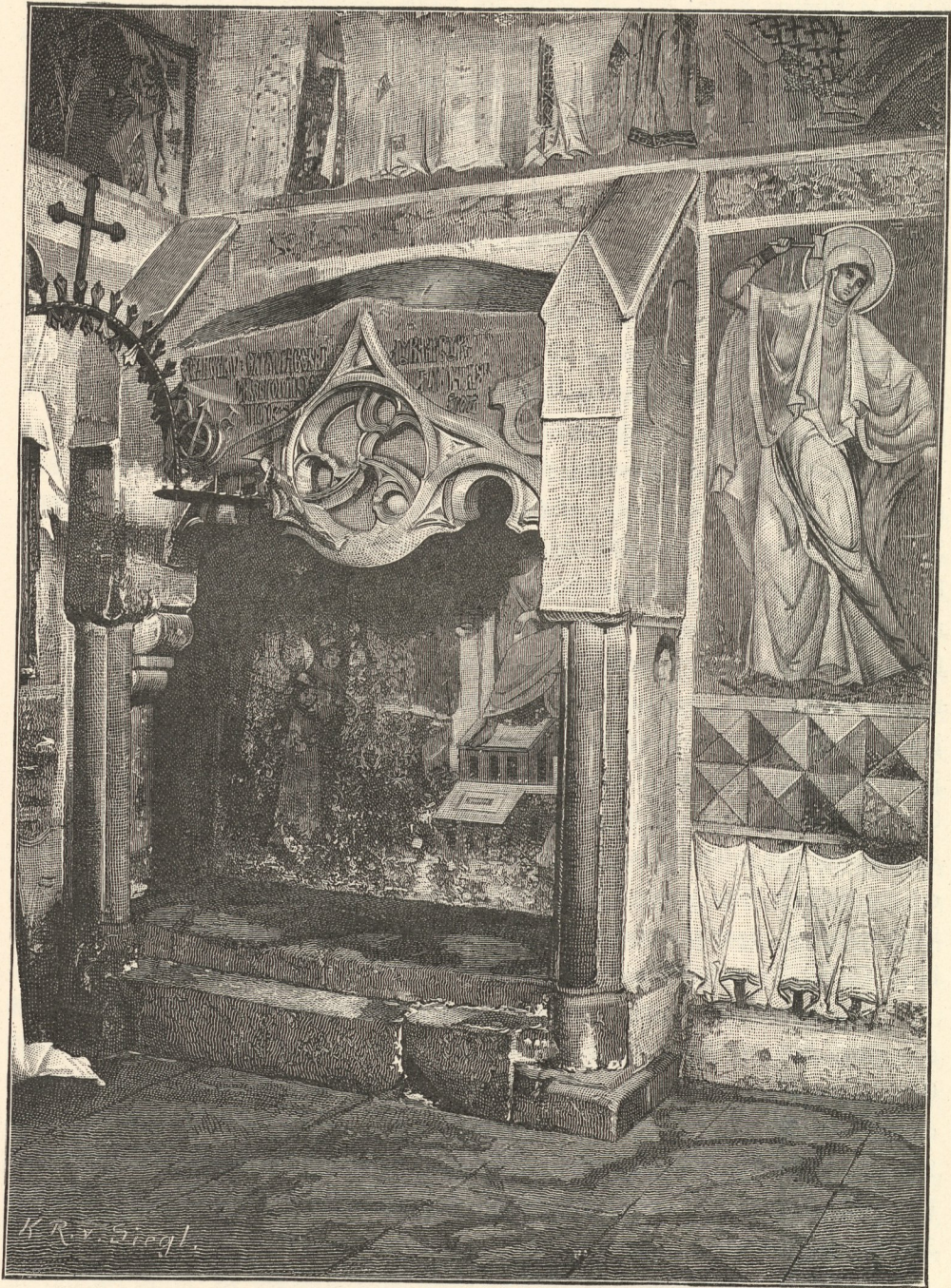
Es ist nicht zu leugnen, daß die Laterne mit dem eben beschriebenen vielgliederten Sockel auf den Beschauer eine prächtige Wirkung ausübt, aber diese zu erreichen, scheint bei den äußerlich im Allgemeinen sehr wenig gegliederten Kirchen wohl kaum Hauptzweck gewesen zu sein; vielmehr wollte man durch die Sternform eine möglichst große Basis gewinnen und das Übertragen des größeren Theiles der Kuppellast auf die durch die vorgebauten Seitenapsiden an dieser Stelle verstärkten Seitenwände der Kirche erzielen, bei gleichzeitiger, thunlichster Einschränkung der Last. Durch ausgiebige Verwendung des oft aus sehr großer Entfernung herbeigeschafften leichten Tuffsteines hat man ebenfalls das Gewicht zu verringern, sowie durch Einziehen von Holzbalken die Last entsprechend zu vertheilen gesucht.

Sobald in der spätbyzantinischen Kunst die monolithische Kuppel durch die Laternenkuppel ersetzt wurde, mußte sich selbstverständlich das Gotteshaus, um den Einklang desselben mit der verhältnißmäßig erhöhten Kuppel zu gewinnen, im Vergleich zu seiner Breitenausdehnung der Höhe nach entwickeln. Insbesondere war dies bei den kleineren Langbauten der Fall, bei denen man hauptsächlich nur durch eine mächtige Höhe imponiren konnte. Die Richtigkeit dieser Ansicht erscheint schon durch den Umstand erwiesen, daß die älteren Kirchen niedriger, die späteren, und namentlich solche mit vielem Aufwande errichteten aber höher gehalten wurden. So sind die Hauptmauern in Woronez, bei einer

Breite des Pronaos einschließlich der Mauerdicke von 7·7 Meter kaum über 8 Meter; an der jüngeren Solfer Kirche von 10 Meter Breite rund 11 Meter; an der prachtvollen Klosterkirche Dragomirna von kaum 10 Meter Breite aber mehr als 17 Meter hoch. Die Ursache der verhältnißmäßig bedeutenden Kirchenhöhe mag theilweise auch in den selten fehlenden hohen, meist festungsartigen Ringmauern und Thürmen zu suchen sein, über welche das Gotteshaus wohl entsprechend dominiren mußte, sollte es auch für den außerhalb des Klosterhofes befindlichen Beobachter entsprechend zur Geltung kommen; einigermaßen mag schließlich auch das Klima hiezu beigetragen haben, welches steile, hohe Dächer verlangt, und derart zur möglichsten Hochführung der Kuppel über dieselben und indirect auch der Mauern beitrug, obzwar man, wie wir bald sehen werden, durch eine besondere Gliederung des Daches die Kuppel fast in ihrer Gänze äußerlich sichtbar ließ.

Die wachsende Höhe der Kirchenmauern hatte eine Verringerung der Stabilität zur Folge, was sich in vielen Fällen dadurch unangenehm bemerkbar machte, daß namentlich die Seitenwände, dem Schube der Bierungsgurten nicht genügend Widerstand leistend, sowie einzelne Wölbungen rissig wurden. Man half sich nun durch nachträglich hergestellte starke Strebepfeiler, welches Mittel ja bekanntlich bereits an der Sophienkirche in Konstantinopel zur Anwendung gelangte. An den späteren moldauischen Bauten ordnete man aber Strebepfeiler schon von vornherein an, und zwar gewöhnlich je ein Paar neben den Seitenapsiden, häufig noch ein Paar diagonal gestellte an den Ecken der Westwand und einen niedrigen Pfeiler vor dem in der Mitte der Hauptapsis befindlichen Fensterchen. Im Allgemeinen einfach gehalten, erhielten sie, da zu jener Zeit der Einfluß der Gothik bereits ein nachhaltiger war, genau die Form der zwei- oder dreifach abgesetzten Strebepfeiler gothischer Kirchen; bald fanden sie, entsprechend verkleinert, in reizvoller Weise auch an den vier Diagonalseiten der Laterne, auf dem Sternsockel ruhend, Anwendung. Eine erhöhte Stabilität erzielte man übrigens auch durch Verbreiterung der Mauern nach außen, das ist durch Anordnung eines weit vorspringenden, und diesfalls häufig als steinerne Sitzbank construirten Sockels.

Die Kuppel war hier im Charakter des byzantinischen Stiles und ist in südlichen Lagen auch jetzt noch rund abgedeckt; an den Bukowiner Kirchen namentlich mußte sie aber ein steiles Zeltdach erhalten und in gleicher Weise wurde das ursprünglich flache Dach, im Conflict mit den klimatischen Verhältnissen, durch ein steileres ersetzt. Damit aber letzteres den Kuppelfuß nicht verdecke, die Kuppel vielmehr entsprechend zur Geltung gelange, löste man die Bedachung in einzelne Theile auf, derart, daß zunächst der Laterne minder geneigte Dachflächen eingeschaltet wurden. Im Naos der Kirchen, an der rechts vom Eingange gelegenen Mauerfläche, der sogenannten Widmungswand, finden wir das Gotteshaus ausschließlich nur mit der beschriebenen malerischen Dachform abgebildet,



Grabnische Luka Arbures in der griechischen Kirche zu Arbora.

so in Badeuz, Woronez, Watra-Moldawiza, Suczawiza zc.; auch das bereits erwähnte Bild des Klosters Putna aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, sowie das aus den Fünfziger-Jahren von Professor Knapp stammende Aquarell dieser Klosterkirche zeigen das Gotteshaus mit einem gegliederten, in der Nähe der Kuppel tiefer gehaltenen Dache; ebenso erscheint auf einem älteren, im Bukowiner Landesmuseum befindlichen Aquarell die Klosterkirche Dragomirna noch mit dieser Dachform dargestellt. Seither hat man bedauerlicherweise die Bedachungen meist durch plumpe, weit vorspringende, abgewalmte Satteldächer ersetzt. An vielen Kirchen, so in Badeuz, Watra-Moldawiza und Solka, bemerkt man noch deutlich innerhalb des jetzigen Dachbodens, am Laternenfuß, die ehemaligen, niedrig gelegenen Anschlußlinien der alten Dachflächen, sowie darüber Reste früherer Bemalung. Typisch sind für alle diese Kirchen die Kuppel und Dachspitzen besetzenden, hohen, eisernen Kreuze, welche in ihrer Lage mittelst Ketten fixirt werden; berühmt waren von jeher die reich vergoldeten Kreuze von Solka.

Vom Naos ist die Hauptapsis (Altarraum oder Sanctuarium) durch die mit drei, mehr oder weniger gitterförmig gestalteten Thüren versehene Bilderwand (Bildträger, Ikonostasis oder Templon) abgeschlossen, deren mittlere oder Königsthüre nur vom liturgisirenden Priester benützt werden darf und durch welche dem Volke der gemauerte, mit einer Steinplatte abgedeckte und mit Stoff überzogene Altar (der heilige Tisch) sichtbar bleibt. Zu beiden Seiten desselben befinden sich in den Seitenmauern ausgesparte, offene, winzige Kämmerchen (Prothesis oder Proskomidie und Diaconikon oder Typikarion) mit dem Küßtische und einem Waschbecken, beziehungsweise einem Glutherde. Im Sanctuarium, sowie häufig auch im Naos und Pronaos sind eine Anzahl kleiner Wandnischen zum Einlegen von Büchern und Geräthen angeordnet; hie und da zieht sich im Innern der Hauptapside eine halbkreisförmige, gemauerte Stufe mit einem mittleren, erhöhten, nischenartig gestalteten Sitze herum, eine Reminiscenz an die im Presbyterium des altchristlichen Basilikenbaues angeordneten Sitze für die Geistlichkeit, beziehungsweise den Bischof. An dieser Stelle ist gewöhnlich auch der Grundstein des Bauwerkes zu suchen.

Wie das Sanctuarium, so erscheint zumeist auch der Raum der Seitenapsiden um eine Stufe über den Naos erhöht und es dient derselbe mit den kreisförmig angeordneten Chorstühlen oder Stehlehnen (Strani) und dem in der Nähe der Widmungswand aufgestellten Bischofsstuhle für die Sängerschöre und die Mönche oder für angesehene Laienspersonen. Hier finden wir ferner Drehpulte (Analogia) zum Auflegen der Messbücher, das Pult zur Aufnahme des Festtagsbildes (Proskynitarion), Stand- und Kronleuchter, Fahnen und dergleichen.

Architektonische Detailformen sind an diesen Kirchen oft nur an den Steingewänden des Haupteinganges mit dem im Allgemeinen spitzbogig gestalteten Tympanon, an den

Gewänden der rechteckigen, meist mit flachem Kleeblattsturze überdeckten Nebenthüren, endlich an den Gewänden der rechteckigen, seltener spitzbogig oder rund überdeckten kleinen Fenster wahrzunehmen. Merkwürdigerweise bestehen die Schmuckformen fast ausschließlich aus gothischem, sich meistentheils durchkreuzenden Stabwerk; etwaige Zwickelfelder sind mit kleinen Rosetten oder Schildchen ausgefüllt. An manchen der später hinzugekommenen Vorhallen, hie und da auch im Pronaos, erscheinen die Fenster größer gehalten und oft ziemlich reich mit Maßwerk versehen.

Wurden an diesen Constructionstheilen und an den Strebepfeilern rein gothische Formen angewendet, so behielten etwaige sonstige architektonische, theilweise dem romanischen Stile entnommene Gliederungen ihren wesentlich byzantinischen Charakter bei. Es sind dies ein oder mehrere kleine Gurtgesimse an der Kuppelwölbung, welche, wie häufig auch äußere Cordongesimse, den keilförmigen, ziegelrohbauartigen Zahnschnitt zeigen, wohl auch ähnlich gebildete Sockelformen; ferner mäßig vertieft angeordnete glatte Archivolten, schlanke, flache Blindarkaden, Rundbogen- und rundbogige Nischenfriese, letztere namentlich an den Außenseiten der Apfiden und an der Laterne. Es tritt sodann sehr häufig der Rundstab auf und zwar als schlanke Säulchen, welche die Laterne im Innern in verticale Felder gliedern, sowie zu dreien gekuppelt als Dienste. Der Rundstab markirt manchmal die Ecken der Laterne im Äußeren und die Contour der Blindarkaden; theilt auch das Cordongesims horizontal in gleiche Hälften. Selten kommt der einfach feilförmig zusammengewundene Stab als Säule vor; dagegen begegnet uns hier eine ähnliche, völlig typisch gewordene Detailform, entstanden aus drei Stäbchen, welche je eine kurze Strecke zu einander parallel laufen und dann, gewöhnlich abwechselnd, eine einfache Windung nach rechts, beziehungsweise nach links zeigen, ein hochbeliebtes Motiv, das als Cordongesims, wie als Gurtbogen, als Dienst und Pfeiler, selbst als Kämpfer angewendet erscheint und das wir als „verknüpften Wulst“ bezeichnen können. Ungeändert findet sich dieses byzantinische Motiv in Miniaturen, sowie auf Analogia vom Berge Athos, ferner an einem Initial im Reisebrevier Johannis von Neumarkt aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts skizzirt. Minder häufig kommen an antike Vorbilder erinnernde Gesimse, Consolgesimse, balusterartig entwickelte Säulchen, Rosetten, korinthisirende Capitäle und dergleichen vor; vielfach werden jedoch kleine Schildchen, und zwar auf Gewölbrippen, als Consolen u. s. w. angewendet.

Die weitere Entwicklung der Detailformen erstreckt sich lediglich auf die Verwendung von vorwiegend byzantinischem Ornamentenwerk als Flachreliefs an verschiedenen Stellen, wie dies die Laternenkuppel in Dragomirna und in geradezu verschwenderischer oder überladener Weise die Bissirika Trei-Zerari zu Jassy an sämtlichen äußeren Wandflächen zeigt. Hervorzuheben ist das hübsche Cordongesims am ehemaligen armenischen

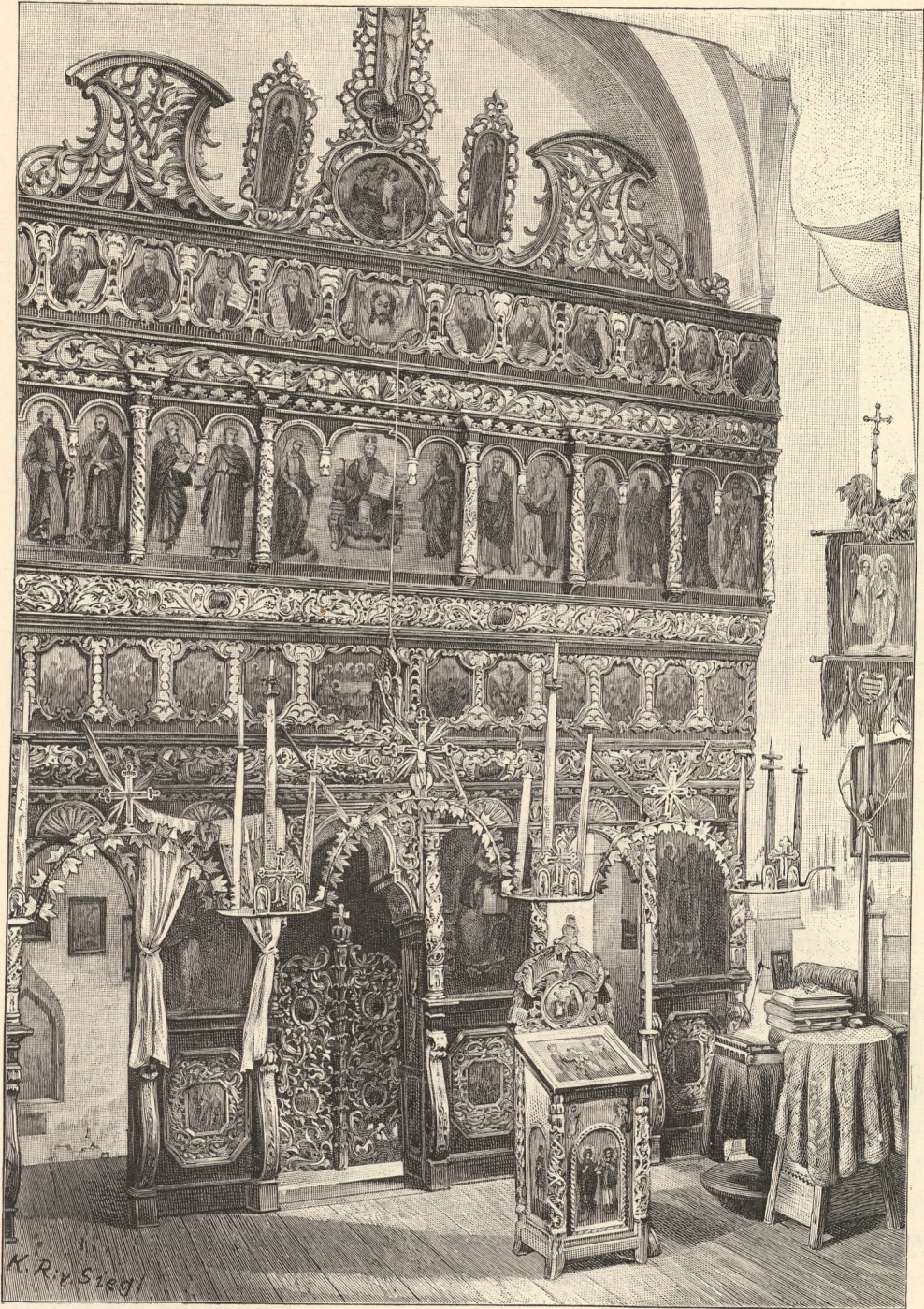
Kloster Zamka bei Suczawa, welches aus einem aus Stein gemeißelten verknüpften Wulst besteht, der ober- und unterhalb von verschiedenfarbigen, glasierten Ziegeln begleitet wird.

Eine große Zahl der Kirchen besitzt, in der Regel zunächst der Eingangsthüre, eine wohl auch mit einfachem gothischem Stabwerk umrahmte oder wappenartig gestaltete Steintafel, die in kirchenslavischen Lettern Daten über die Errichtung des Gebäudes enthält.

Glockenthürme, ehemals in den Klöstern — in welchen noch heute das Zeichen zum Beginne des Gottesdienstes mittelst Schläge auf eine lange, schmale Holzlatte (*toaca*) oder auf ein großes, hufeisenförmig gebogenes Eisen (*toaca de fier*) gegeben wird — seltener vorkommend, werden aus Holz oder einfachem Mauerwerk ganz freistehend errichtet; an befestigten Kirchen erscheint in der Regel ein Thurm der Umfassung zur Unterbringung der Glocken benützt. Ausnahmsweise steht der Glockenthurm über der Vorhalle oder als besonderer Bau mit der Kirche in enger oder näherer Verbindung; auch die offene Vorhalle diente früher und dient ausnahmsweise noch jetzt zum Aufhängen der Glocken. In jüngerer Zeit tritt vielfach an die Stelle eines Thurmes eine gemauerte Glockenwand.

Wir haben nur noch kurz zweier Kirchen in der Bukowina zu gedenken, welche beide namhafte Abweichungen von dem geschilderten moldauisch-byzantinischen Baustile zeigen und die Reihe der Bukowiner Kirchen aus der älteren Periode gewissermaßen nach unten und oben begrenzen. Die eine derselben ist die ehemalige bischöfliche Kathedralkirche in Radauz, welche bereits vor der im Jahre 1402 durch den Fürsten Alexander den Guten erfolgten Errichtung des Bisthums als Klosterkirche bestand und die Grabmäler des in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts verstorbenen Wojewoden Bogdan I. und einiger Nachfolger enthält. Naos und Pronaos sind hier durch massige, vierkantige Pfeiler in je drei Schiffe getheilt, die mit Tonnen überwölbt erscheinen. Über den niedrig gehaltenen Seitenschiffen bestehen gangartige, überwölbte Kämmerchen, die vom Pronaos, beziehungsweise vom Dachboden aus, mittels einer kleinen steinernen Wendeltreppe zugänglich sind; die Apsis ist mit einer Halbkuppel überdeckt. Diese Kirche ist wohl, nach der basilikaartigen Anlage und den alten Grabstätten zu schließen, das älteste der Bukowiner Gotteshäuser und wurde vielleicht durch Bogdan selbst errichtet. Die Vorhalle stammt aus dem Jahre 1559 und trägt eine Blindkuppel im moldauisch-byzantinischen Stile, deren oberer Theil merkwürdigerweise bloß in verputztem Flechtwerk hergestellt war.

Das im Jahre 1767 von Igumen Artemon an Stelle eines hölzernen Klosterkirchleins errichtete, von der Kaiserin Katharina II., wie übrigens auch andere Kirchen, reich beschenkte Gotteshaus in Horecza bei Czernowitz zeigt allerdings im Wesen den alten typischen Grundriß, aber keinerlei gothische Detailsformen. Die römisch erscheinenden Renaissancecapitälé stehen theilweise in unmittelbarer Verbindung mit dem in eine Spitze auslaufenden Kleeblattbogen. Mit ihren drei, Naos, Altarraum und die über der Vorhalle



K. R. v. Siegl

Ikonoſtas in der griechiſchen Kirche St. Demetri bei Sereth.

befindliche Kapelle überdeckenden, geschweiften Laternenkuppeln und sonstigen kleinen Thürmchen erinnert sie äußerlich an die Kirche des Theodosius-Klosters in Kiew.

Es drängt sich uns nun die Frage auf: Welchen Umständen ist die erörterte eigenartige Verquickung vollständig heterogener Constructions- und Formenelemente zu verdanken und welche sind die Baumeister und Werkleute, die an der Herstellung dieser Bauten betheilt waren? Zur Beantwortung dieser Doppelfrage stehen uns nur verschwindend wenige directe Daten zur Verfügung. In der Vorhalle der Klosterkirche Dragomirna liegt ein alter, schwer entzifferbarer griechischer Inschriftstein, aus welchem man den Namen des Architekten Dima aus Nicomedien herausfinden wollte. Von der im Jahre 1584 errichteten Christi-Himmelfahrtskirche zu Jassy wird Peter oder Mirczan Skop als Baumeister genannt, während uns über den Baukünstler, der zu Beginn des XVI. Jahrhunderts von Neagu-Woda gestifteten, eigenartig veranlagten und mit maurisch-byzantinischen Schmuckformen aufs reichste ausgestatteten Kurtea de Ardzesz — den Spanier Emanuel Gomez oder Manoli — nur die durch die königliche Dichterin Carmen Sylva so herrlich dramatisirte Legende erzählt. Wir wissen im Übrigen noch, daß, wie schon Rom hauptsächlich nur griechische Künstler beschäftigte, namentlich auch Kaiser Justinian zur Bewältigung der zahlreichen Bauten in Byzanz und im ganzen oströmischen Reiche in der Kunst geübt und in allen technischen Wissenszweigen bewanderte Constructeure, sowie Werkleute aus Griechenland und Kleinasien berief. So erbauten insbesondere das kühnste und reichste byzantinische Denkmal, die Sophienkirche, Anthemios von Tralles und Isidoros von Milet. Auch die georgischen Bauten werden vielfach griechischen Künstlern zugeschrieben, wie von jeher auch die in Griechenland und auf der Balkanhalbinsel zerstreut wohnenden Zinzaren als tüchtige, in der Fremde sich verdingende Bauleute des byzantinischen Stils bekannt waren. So werden es also auch in der Moldau und Bukowina wohl nicht einheimische, sondern aus südlichen Gegenden berufene Baukünstler gewesen sein, welche die Kirchen, wenigstens die älteren derselben, errichteten oder pflanzten. Nun zeigt das moldauisch-byzantinische Gotteshaus in seiner Grundgestalt die größte Übereinstimmung mit den auf der lediglich mit Klöstern und Skiten besetzten Athosinsel befindlichen Kirchen, welche, ebenfalls nur klein, blos den Unterschied zeigen, daß die Kuppel auf vier Säulen oder Pfeilern ruht und Prothesis und Diaconicon verhältnißmäßig größer und apsidenartig gegen Osten ausgebaut wurden. In der Kirchenmalerei aber, sowie in den Kleinkünsten, herrscht, wie wir später sehen werden, sogar vollständige Gleichheit mit der bezüglichen Kunst des Athos. Die moldauisch-byzantinischen Kirchen verdanken demnach unstreitig ihre typische und streng liturgische Anlage der alten, seit dem X. Jahrhundert bestehenden Kunststätte auf dem „heiligen Berge Athos“, mit welcher die hiesigen Klöster in innigem Contacte standen, wenn nicht sogar, wie wahrscheinlich,

baufundige Mönche die Ausführung der Klosterbauten, und zwar mit Beihilfe der bereits hier colonisirten deutschen Handwerker und namentlich der Steinmetze besorgten. Das Letztere geht aus der allgemeinen Anwendung der in der Moldau infolge der vielfachen Beziehungen des Landes mit Siebenbürgen, Polen und Deutschland bekannt gewordenen gothischen Detailsformen hervor; auch gehören die in den Kirchen des Klosters Humora, in Suczawa u. a. aufgefundenen Steinmetzzeichen ihrem Schriftcharakter nach unzweifelhaft der deutschen Steinmetzbruderschaft aus der bezüglichen Bauzeit, das ist der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an.

Ein großer Theil der Bukowiner Kirchen sind Holzbauten. Zumeist nur ganz klein, oft kaum über 10 bis 12 Meter lang, sind sie fast allgemein aus Blockwänden hergestellt. Ihre Grundform gleicht im Wesentlichen jener der steinernen Kirchen, nur sind die Ausbauten polygonal gestaltet, manchmal fehlen die Seitenapsiden. Die Vierung ist oft mit einer ins Achteck übergehenden, ebenfalls im Blockbau construirten Kuppel überdeckt, welche in manchen Fällen eine Laterne trägt. Die in der Pfarngemeinde Putna stehende Holzkirche ist wohl die älteste ihrer Gattung und, der Sage nach, überhaupt die älteste Kirche in der Bukowina. Der Fürst Dragoşz soll sie nämlich im Jahre 1346 in Wolloweş errichtet haben, von wo aus sie Stefan der Große, 1468, nach ihrem jetzigen Standplatz übertragen ließ. Naos und Apsiden sind aus Eichenholz hergestellt, der Pronaos besteht aus weichen Balken und stammt aus späterer Zeit. In dem bereits erwähnten Bilde des Klosters Putna aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts ist diese Kirche rechts neben dem Kloster ersichtlich. Durch correcte technische Ausführung, Schnitzarbeiten, besonders Kerbschnittverzierungen unter theilweiser Verwendung von Farben zeichnen sich unter anderen die 1698 vom Fürsten Johann Theodor Kallimach in Kimpolung errichtete, seit 1887 in Czurnarna befindliche Nikolauskirche; die aus dem Jahre 1783 stammende Christihimmelfahrtskirche in Wama; namentlich aber die mit drei Kuppeln überdeckte Kirche in Zastawna, sowie die im Jahre 1895 in Skobodzia-Komarestie aufgestellte, leider in Lindenholz hergestellte, 1744 von Ighumen Isaias gestiftete ehemalige Klosterkirche in Rewna aus. Die zwei Dachspitzen sowohl als die Kuppel sind hier mit zierlichen Laternenartigen Aufsätzen bekrönt; ihr malerisches Aussehen gewinnt noch durch die gemusterte Schindelverkleidung der Wände. Historisches Interesse besitzt die im Jahre 1774 vom Radauzer Bischof Dosithej Chereşkul in Czernowitz erbaute, 1874 nach der Vorstadt Kiofuczka übertragene einfache Holzkirche, in welcher im Jahre 1777 die Huldigung der Bukowina vor dem kaiserlichen Abgeordneten, Feldwachtmeister Gabriel Freiherrn von Splényi stattfand.

Kein einziges Standbild schmückt das orientalische Gotteshaus. Der Plastik wurde überhaupt nur in architektonischen Detailsformen und Ornamenten, sowie in den Kleinkünsten die nöthige Pflege zu Theil.

Von profanen Werken der älteren Steinsculptur existirt in der Bukowina blos das, überdies ganz roh und in verwitterbarem Material ausgeführte, sogenannte Tatarendenkmal bei Wama, ein auf seinen vier Seiten mit kirchenslavischen Inschriften bedeckter, parallelpipedischer Monolith von drei Meter Höhe, welchen der Wojewode Michael Rakowiza nach einem im Jahre 1716 gegen die Tataren unternommenen glücklichen Feldzuge anfertigen und aufstellen ließ.

Größere Sorgfalt wurde den Grabstätten gewidmet, welche allerdings gewöhnlich nur durch eine einfache, nach orientalischem Vorbilde trapezförmig gestaltete, liegende Sandstein-, ausnahmsweise Marmorplatte bezeichnet erscheinen. Das Mittelfeld ist mit einem auf gestocktem Grunde liegenden, einfach edlen Flachornament in romanisch-byzantinischem Charakter geschmückt, während rund um die Kanten nebst einem linear verzierten Bande die Grabinschrift in kirchenslavischen, ebenfalls erhaben gemeißelten Lettern läuft. Zahlreiche fürstliche Grabsteine dieser Art besitzt die Radauger griechisch-orientalische Pfarrkirche, und zwar aus dem XIV. und XV. Jahrhundert; aus dem letztgenannten und späteren Jahrhunderten aber bestehen fürstliche und bischöfliche Gräber in den meisten Kloster- und in einigen anderen Kirchen. Im XVI. Jahrhundert werden oft gothische Maßwerkornamente für die Grabsteine benützt; später weichen diese einer Verzierungsweise, welche hauptsächlich das Rankenwerk mit der Traube verwendet. In der Vorhalle der Begräbnißkirche Stefans des Großen zu Putna finden wir beispielsweise die Grabplatte der Eltern des Metropolitens Jakob einfach stilistisch verziert und hinter derselben, an die Wand gelehnt, den sarcophagähnlichen Grabstein des Metropolitens Jakob aus dem Jahre 1778 mit dem Traubenornamente. Letzteres hat sich in fast gleicher Form bis heute, sowohl auf den Grabplatten, als auf den jetzt häufig vorkommenden Grabkreuzen der griechisch-orientalischen Friedhöfe erhalten. Hübsch ornamentirte armenische Grabsteine aus dem XVII. Jahrhundert besitzt Sereth.

Einzelne, in Kirchen befindliche Grabstätten, wie unter anderen auch in Putna, erhielten eine baldachinartige Überwölbung. Das schönste Beispiel dieser Art besitzen wir in der aus dem Jahre 1503 herrührenden Grabnische Luka Arbures in Arbora. Sie besteht aus zwei in der Form gothischer Strebepfeiler gehaltenen, auf gekuppelten runden Diensten ruhenden Seitenwänden, zwischen welche sich ein gewölbformiger Stein spannt, dessen Vorderseite in elegantem gothischen Maßwerk einen gedrückten Kielbogen zeigt. Über demselben ist in kirchenslavischen Lettern die Inschrift angebracht, während die Ecken mit zwei hübsch gemeißelten Schildchen ausgefüllt erscheinen. In Watra-Moldawiza finden wir eine ähnliche Grabnische, und zwar die des Radauger Bischofs Ephrem aus dem Jahre 1619. Unbekümmert um die Wandmalerei wurde sie in dem kleinen, neben der Wendeltreppe im Zwischenschiff verbliebenen rechteckigen Raum angeordnet. Ihr kuppelähnliches Gewölbe



Buchband eines Evangeliums aus Suzama (XVI. Jahrhundert).

ruht auf vier Säulchen, welche die uns bereits bekannte Form des verknüpften Wulstes zeigen, während der Kielbogen der Stirnwand die gleiche Gliederung besitzt. Einzelne Rundstäbe des Wulstes sind schuppenartig mit verschiedenen Blättern sculptirt, was denselben ein ungemein reiches Ansehen verleiht.

Im Übrigen hat die Steinplastik, auch im Ornamente, eine nur geringe Anwendung erfahren. Sie begnügt sich zumeist mit den bereits erwähnten, kerbschnittartig hergestellten Rosetten an Bogensteinen, Fenstern und dergleichen, mit Schildchen und Ähnlichem. Eine Ausnahme macht die reich verzierte Kuppellaterne zu Dragomirna. Die an zahlreichen Eingangsthürmen, manchmal auch an Gotteshäusern angebrachten moldauischen Wappenschilder, den Auerkopf, Halbmond und einen Stern zeigend, sowie sonstige ähnliche Arbeiten sind zumeist einfach, zum Theile roh behandelt. Außer den obenerwähnten Steinmehzzeichen besitzen wir bis jetzt nur noch auf einer Grabsteinplatte, und zwar jener Bogdans I., welche Stefan der Große herstellen ließ, einen Nachweis über den Verfertiger, welcher in kirchenslavischer Schrift sagt: „Den Grabstein hat gemacht Meister Jan“.

Auch von der Erzplastik kann nur wenig berichtet werden. Wohl widmeten die Fürsten ihren Klosterkirchen Glocken, worunter namentlich die zwei von Stefan dem Großen nach Woronez gespendeten, ob ihres herrlichen Zusammenklanges noch heute berühmt sind. Die plastische Ausschmückung der Glocken beschränkt sich indeß immer nur auf Inschriften und einzelne ziemlich roh modellirte Ornamente. Die Glocken in Horecza wurden in der ehemaligen russischen Münzstätte Sadagóra (1773 und 1774) gegossen. Reicher sind mitunter die großen, durch zierliche Ketten gehaltenen Kuppel- und Dachkreuze ausgestattet. Gewöhnlich zeigen dieselben über einer großen Kugel mond- fischelförmige Ornamente, welche, vielleicht mit Unrecht, als Zeichen der früheren Abhängigkeit der moldauisch-walachischen Fürstenthümer von der Türkei gelten.

Bedeutende Fortschritte erzielte die Plastik in den Kleinkünsten, namentlich aber in den Holz- und Elfenbeinarbeiten, welche gerade im Oriente, dem eigentlichen Vaterlande dieser uralten Technik blühten, und bekanntlich später dem Abendlande als Muster dienten. In erster Linie sind es die in reicher Bemalung und Vergoldung gehaltenen Ikonostasen, wovon die älteren vielfach das halb naturalistisch gehaltene Rankenornament mit der Traube zeigen; nur einzelne besitzen in ihrer mehrgeschossigen Gliederung einfache Renaissanceformen. Als Beispiele möchten wir u. a. die Ikonostasis der ehemaligen Kirche von Nebna, jetzt in Slobodzia-Komarestie, hervorheben, wovon ein Theil sichtlich einer früheren Bilderwand entnommen scheint; ferner die Ikonostasis aus der nach Czurnurna übertragenen, früher in Rimpolung gestandenen Nikolauskirche; endlich jene von der Johanneskirche in Sereth, von den Kirchen in Woronez, Watra-Moldawiza und Suczawiza, von der Klosterkirche Dragomirna, deren Bilderwand angeblich aus der

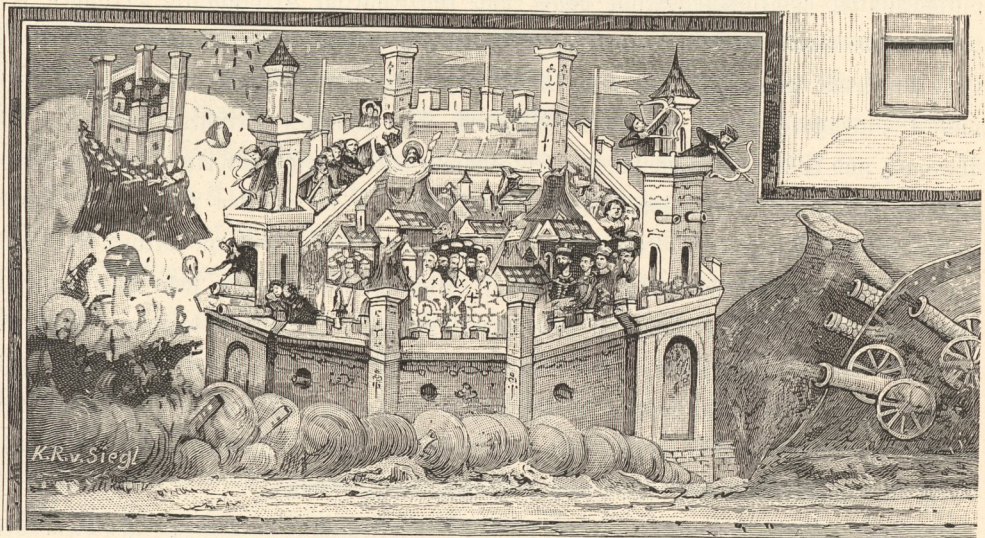
ehemaligen Klosterkirche Solka stammt und von der Kirche in St. Dnufri. Viele Bilderwände wurden in jüngerer Zeit verfertigt und sind mit barocken, à jour geschnittenen Ornamenten, sowie in Decor und Vergoldung oft überladen ausgeführt; einzelne stammen aus Rußland. Steinerne Kionostasen, wie sie in Georgien manchmal vorkommen und auch an einzelnen alten Athoskirchen nachgewiesen wurden, findet man in der Bukowina nicht.

Von sonstigen Kircheneinrichtungsgegenständen sind die aus älterer Zeit herrührenden Thronessel und die Chorstühle oder strani, letztere mit schmalem, gewöhnlich aufklappbarem Sitzbrett versehen, hervorzuheben. Einfach in der Form, oft roh und manchmal mit in verschiedenen Farben und Vergoldung gehaltenem Anstrich versehen, zeigen sie hübsch durchgeführte, abwechslungsreiche band- und rosettenartige Kerbschnittverzierungen mit vorwiegend romanischen und gothischen Formen, in orientalischer Manier ausgeführtes Gitterwerk mit gedrehten Säulchen, ausnahmsweise auch Wappen, kleine Jagdszenen und à jour gearbeitetes gothisches Maßwerk. Die schönsten Beispiele finden sich in Woroneß und Watra-Moldawita. Die letztgenannte Kirche besitzt auch ein in byzantinischen Formen gehaltenes Triptychon, dessen Schlagleiste den verknüpften Wulst zeigt, ferner zwei achteckige Sängerpulte, reich geschnitten, bemalt und vergoldet, an welchen ebenfalls der verknüpfte Wulst wiederholt vorkommt. Ähnliche Sängerpulte sieht man auch in Woroneß, hier überdies noch ein zusammenklappbares, mit Drechslerarbeit verziertes Lesepult. Ein einfaches, mit kleinen hübschen Malereien versehenes Triptychon aus Stefan Georgs Zeit besitzt sodann die Pfarrkirche in Putna, während in der Klosterkirche daselbst eine Truhe aus Ebenholz mit eingravirten religiösen Darstellungen bemerkenswerth ist, die aber unstreitig aus einem westlichen Lande stammt.

Unser besonderes Interesse erregen die fast ausschließlich kirchlichen Zwecken dienenden Gegenstände der Kleinkunst, Geschenke der moldauischen Fürsten und ihrer Familienangehörigen, der Bischöfe und Bojaren, hie und da auch russischer Fürsten. Wohl gingen zahlreiche Gegenstände theils durch Raub und Plünderung, theils durch Einschmelzen, vielleicht auch gelegentlich der Aufhebung der Klöster durch ausgewanderte Mönche oder auf andere Weise verloren; doch reicht das jetzt noch in der Bukowina Vorfindliche hin, um ein Bild von der bedeutenden Sorgfalt zu gewinnen, die man auf die Herstellung derartiger Gegenstände aufwendete und von der Geschicklichkeit der Künstler in mikrotechnischer Schnitzerei, wohl auch in der Herstellung getriebener Metall-Reliefs und Silber-Filigianarbeiten.

Zahlreich sind die in Buchs-, Sandel- oder Cedernholz äußerst zierlich sculptirten dreiarmigen, in der Regel mit Silber beschlagenen Handkreuze, in welchen oft Reliquien aufbewahrt werden und deren Vorder- und Rückseite mit Heiligenfiguren, Szenen aus der Bibel oder ritualen Handlungen geschmückt sind. Putna besitzt u. a. ein solches

von Stefan dem Großen aus dem Jahre 1513, dann ein 1566 datirtes, mit 27 Rubinen besetztes Kreuz; aus Suczawiza sind ein hübsches Handkreuz von Jeremias Mogila vom Jahre 1606, ein sehr reich geschnitztes vom russischen Kaiser vom Jahre 1680, dann ein ohne Griff bloß 12 Centimeter hohes, in Silber eingefasstes, reich vergoldetes Kreuz mit einer Reliquie vom Kreuze Christi hervorzuheben, welches letzteres an der Vorderseite den gekreuzigten Heiland, das heilige Abendmahl, die Fußwaschung und Auferstehung Christi, an der Rückseite Geburt und Taufe Christi, Maria Verkündigung, Gott Vater und die Verkündigung Christi zeigt. Hier und da findet man auch kreisrunde Kapseln zur Aufbewahrung der Hostie oder von Reliquien, welche mit scenischen Dar-

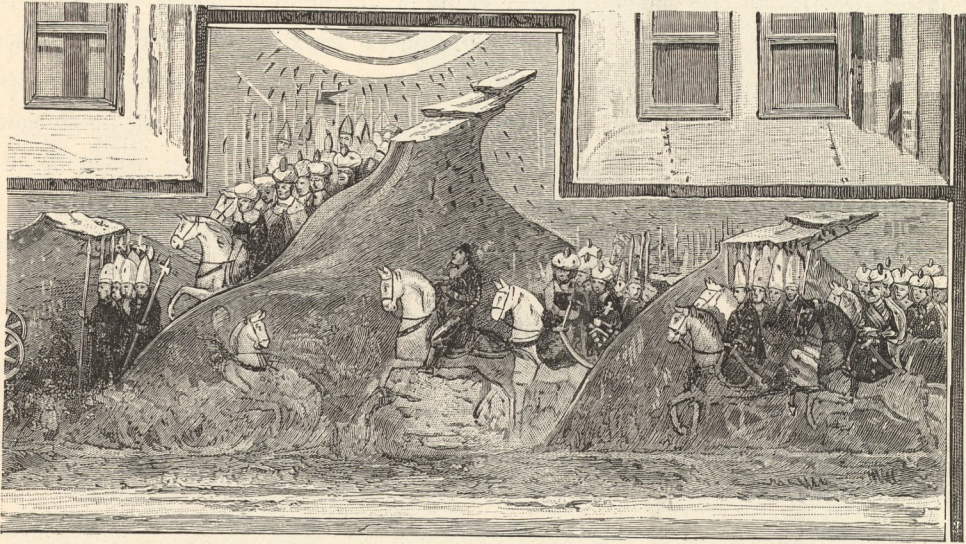


Von der Außenmauer der griechischen Kirche in Watra-Moldawiza (Belagerung von Konstantinopel).

stellungen geschmückt sind, wohl auch Bilder in gleicher Art, oft auch durchbrochen und haut relief geschnitten, so daß sich einzelne Figürchen vom Grunde vollständig abheben. Weniger häufig erscheint Elfenbein in gleicher Durchführung für ähnliche Zwecke verwendet. So besitzt Suczawiza zwei kleine, mit Silber eingefasste Elfenbeinbildchen.

Zu den Metallarbeiten übergehend, müssen wir der oft sehr mächtigen, aus Messing gearbeiteten Kronleuchter gedenken, welche nicht selten mit Seraphinen geschmückt, nach orientalischer Sitte häufig mit Straußeneiern behangen sind. Von Altarleuchtern seien die aus Silber hergestellten, seitens des Metropoliten Jakob 1768 dem Kloster Putna gewidmeten erwähnt. Es ist ferner der oft sehr zierlichen Rauchfässer zu gedenken, von denen Putna ein silbernes, mit acht Edelsteinen und fünf Seraphinen geschmücktes aus dem Jahre 1470 von Stefan dem Großen besitzt; dann der Kelche, Patenen und Ciborien, letztere häufig in Form einer ein- oder mehrkuppeligen Kirche gehalten.

Suczawita besitzt ein silbernes Ciborium vom Metropoliteng Georg aus dem Jahre 1591, Putna ein vom Igumen Josef, 1745 gespendetes. Dieses Kloster hat ferner zwei, von Stefan dem Großen 1497 gewidmete Raepiden. Eine Art von Luftwedel, in zierlichem, reichem Silberfiligran gearbeitet und stark vergoldet, zeigen sie annähernd die Form eines Sternes, beiderseits mit je fünf ungemein zarten, figürlichen Reliefs geziert. Ein kostbares, mit dicken getriebenen Silberplatten verkleidetes Kunstwerk aus dem Jahre 1627 ist der Reliquien schrein mit dem Körper des heiligen Johannes Novi in der Klosterkirche zu Suczawa. Im byzantinischen Charakter componirt zeigen die mannigfaltigen Figuren der zahlreichen, wohldurchdachten Scenen eine gewisse Steifheit in der Haltung und, wie die



Von der Außenmalerei der griechischen Kirche in Watra-Moldawita (Belagerung von Konstantinopel).

vorkommenden Gebäude, Unbehilflichkeit in der Behandlung. Gleicherart sind die zahlreichen silbernen Buchbeschlüge ausgeführt, von welchen in den bestehenden Klöstern noch eine größere Zahl vorhanden ist, während die aus aufgehobenen Klöstern stammenden mit sonstigen Kunstschätzen vom griechisch-orientalischen erzbischöflichen Consistorium in Czernowitz aufbewahrt werden. Die Darstellungen auf den Buchdeckeln sind dem Leben oder Leiden Christi, dem Leben Mariens oder dergleichen entnommen; häufig betreffen sie die Bildnisse oder die speciell im Oriente entstandenen Symbole der Evangelisten. Die zahlreichen Inschriften sind kirchenslawisch. Die Buchrücken erscheinen gewöhnlich mit Silberdraht panzerartig geflochten. Aus Humora stammt ein Vier-Evangelienbuch, welches auf der Vorderseite die Auferstehung Christi, auf der Rückseite die Entschlafung Mariens zur Darstellung bringt und wahrscheinlich im Jahre 1486 gebunden wurde; Putna besitzt u. a. ein 1506 vom Wojewoden Bogdan gestiftetes Buch mit ganz gleichem Einbände; das

Stauropigianische Institut in Lemberg einen dem XVI. Jahrhundert angehörigen Bucheinband eines Evangeliums aus Suczawa; Suczawiza mehrere Evangelien aus den Jahren 1605 bis 1607 von Jeremias Mogila. In diesem Kloster wird auch ein jüngeres, sehr kostbares, großes Evangeliumbuch vom Jahre 1781 aufbewahrt, dessen figürliche, in ovale Felder vertheilte und mit Ornamenten umgebene Reliefs eine vorzügliche Meisterhand bekunden. An den aus dem ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts stammenden silbernen Einbanddecken des Klosters Dragomirna erscheint bei den Umrahmungen der verknüpfte Wulst angewendet. Reiche Beschläge zeigen ferner einzelne Bilder. Entweder ist bloß der Rahmen, der Heiligenschein oder der Hintergrund — wie an einem kleinen Muttergottesbilde in Suczawiza — oder es ist in byzantinischer, heute namentlich in Rußland üblicher Art, alles mit Ausnahme des Kopfes, der Hände, beziehungsweise der Füße plastisch in Metall gestaltet, wie an einem alten Bildchen in Putna. Unter den Schätzen des letztgenannten Klosters wird übrigens noch ein von Kaiser Emanuel Paläologos herstammendes Muttergottesbild, das mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt ist, angeführt.

Von den Objecten der Kleinkunst in Edelmetall muß des wahrscheinlich die Hälfte einer Mantelschließe darstellenden, im Jahre 1892 zu Merezkei aufgefundenen, mit Almandinplättchen besetzten massiven Goldschmuckes gedacht werden, der, wie ein bohnenförmiger, im Übrigen gleich behandelter Goldknopf an den bekannten Schatz von Petroassa in Rumänien erinnert; beide Gegenstände befinden sich im Bukowiner Landesmuseum.

Der Vollständigkeit halber ist noch bezüglich der Kleinplastik anzuführen, daß schon Bogdan I. moldauische Münzen prägen ließ, daß aber die erste Münzstätte hier, und zwar in Suczawa, erst unter Heraklides nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts ins Leben trat. Ende des vorigen Jahrhunderts errichtete ferner Rußland in Sadagóra eine Münze, in welcher allerdings nur Kupferstücke geprägt wurden. Hohen Werth legten die Wojewoden auf eine reiche Ausstattung ihrer mit dem moldauischen Wappen geschmückten Siegel, deren Abdrücken wir zahlreich in den alten Urkunden begegnen.

Die Meister der besprochenen Werke der Kleinkunst werden wir in den seltensten Fällen in der Bukowina, überhaupt in den ehemaligen Donaufürstenthümern selbst zu suchen haben, mit Ausnahme etwa der Holz- und insbesondere der Miniaturschneidereien. Diese mögen wohl von einzelnen kunstgeübten Mönchen herrühren, welche direct oder indirect zum byzantinischen Kunstcentrum der damaligen Zeit, der wiederholt erwähnten Athosinsel, in Beziehungen standen; in späterer Zeit nahmen sich dieser Arbeiten auch eigene Dorfkünstler an. Die Gegenstände in edlen Metallen werden fast ausschließlich auswärts hergestellt worden sein, wie dies besonders bezüglich der von Stefan dem Großen dem Kloster Putna gewidmeten im Allgemeinen bemerkt wird. Im Besonderen wissen wir,

daß der Wojewode Alexander IV. Lapuszean im Jahre 1561 Gold, Diamanten, Rubinen und Perlen an die Goldschmiedezunft in Hermannstadt mit dem Auftrage sandte, ihm hievon ein kostbares Kreuz anzufertigen, und daß der walachische Wojewode Jankul 1582 in Lemberg ein silbernes Tafelgeschirr anfertigen ließ, für welches er



St. Georg aus einem Frescobild in der ehemaligen Klosterkirche von Horecza bei Czernowitz.

480 Mark Silber in natura beistellte. Der Verkehr Stefans des Großen und seiner Nachfolger mit Venedig, ferner die kirchlichen und politischen Beziehungen zu Constantinopel machen es wahrscheinlich, daß auch aus diesen beiden, jedenfalls aber aus letzterem Orte so manches Werk der Kleinplastik bezogen wurde.

Wir können, bevor wir zur Malerei übergehen, eine Kunsttechnik nicht unberührt lassen, welche hier, theilweise durch einzelne Fürstinnen oder Wojarenfrauen oder in Nonnen-

klöstern ausgeübt, unter Entfaltung großen Reichthums zu bedeutender Vollkommenheit gedieh: wir meinen die in echt byzantinischen Traditionen, wohl hauptsächlich mit orientalischen Materialien ausgeführten Seiden- und Goldstickereien auf farbigem Atlas an Meßgewändern und dergleichen, insbesondere aber als Decken mit der Grablegung Christi oder dem Tode Mariens und als Grabdecken für fürstliche Persönlichkeiten. Die nackten Theile und Haarmassen der oft nahezu lebensgroßen Figuren Christi, der Engel etc., beziehungsweise der Fürsten, sowie einzelne Ornamente und die meist umfangreichen Inschriften sind in entsprechend farbiger Seide, oft abgeschattirt, im Flachstick gearbeitet, während die Flügel der Engel und die Gewänder meist mit Silber- und Goldfäden gestickt, die Heiligenscheine und Haupt-, nicht selten auch die Faltencontouren, aber vielfach mit Perlen eingefasst erscheinen. Auch diesfalls besitzt Putna im Allgemeinen die interessantesten, Suczawiza aber die kostbarsten Werke. Eine ungemein zarte und vollendete Stickerei zeigt neben dem gestickten, 1490 von Stefan dem Großen gewidmeten, 247 Centimeter langen und 157 Centimeter hohen Bilde der Grablegung Christi die Decke mit Maria-Entschlafung aus dem Jahre 1510 in Putna, an deren oberer Seite die Inschrift angebracht ist, während an den drei übrigen Seiten, von Rankenornament umschlungen, zwölf Burgvesten gestickt sind; eine äußerst sorgfältig gestickte „Grablegung Christi“ ist in Dragomirna, vom Czar Fedor Iwanowicz aus dem Jahre 1598 stammend, während Suczawiza unter anderen eine von Jeremias und seiner Mutter Maria 1592 gestickte Grablegung von 135 Centimeter Länge und 110 Centimeter Höhe sein eigen nennt, an welcher nebst einem goldenen Sterne und sechs Diamanten, nach dem Inventar nicht weniger als 10.929 größere und kleinere Perlen angebracht sind.

Von profanen Werken dieser Art ist eine von Johann Jeremias Mogila aus 1601 stammende Fahne mit dem in Gold gestickten moldauischen Landeswappen zu erwähnen.

Wie einzelne Werke der eben beschriebenen sogenannten Nadelmalerei sind wohl auch viele der vorhandenen Miniaturmalereien auf einheimischem Boden, und zwar zumeist durch kunstgeübte, zum Theile vielleicht aus Griechenland oder Byzanz stammende Mönche oder deren Schüler in den Klöstern selbst entstanden. Die kostbaren Einbände der kirchlichen Bücher, der Mehrzahl nach in Silber, manchmal unter Verwendung edler Steine ausgeführt, läßt auf den großen Werth schließen, den man in die Bücher selbst setzte. Die älteren derselben sind auf Pergament mit kirchenslawischen Lettern höchst sorgfältig geschrieben und, einer antiken Übung folgend, mit in Farbe und Gold gehaltenen oft sehr reichen Ornamenten, sowie vielfach auch figural verziert. Das älteste Werk ist, abgesehen vom sogenannten Woroneger Codex, das bereits angeführte Humorer Tetra-Evangelium Stefans des Großen, in welchem dieser Fürst selbst, in knieender Stellung,

das Buch dem Christuskinde am Arme der Gottesmutter überreichend, abgebildet ist. Jedem Evangelium geht eine illuminirte Handleiße und das Bild des betreffenden Evangelisten voran. Geschrieben wurde das Buch von dem Seromonachen Nikodin im Jahre 1473. Wir heben u. a. noch das 1607 von Jeremias Mogila dem Kloster Suczawiza, ferner zwei große, 1610 von Anastasius Krimka dem Kloster Dragomirna geschenkte Evangelienbücher hervor, welche reiche und hübsche Miniaturmalereien enthalten und erwähnen, daß Watra-Moldawiza ein zu Beginn des XVII. Jahrhunderts von dem Radauzer Bischof Ephrem eigenhändig geschriebenes Psalmbuch besitzt.

Gedruckte Kirchenbücher mit Initialen und Abbildungen finden wir bereits im XVII. Jahrhundert, z. B. ein Evangelium aus dem Jahre 1697, in Kiew hergestellt, zu Suczawiza; ein solches, ebenfalls aus Kiew, 1746, mit fünf großen Kupferstichen; ein von der Kaiserin Anna gespendetes, aus dem Jahre 1735, gedruckt in Moskau, zu Watra-Moldawiza u. s. w. Auch Lemberg (1665 zc.), Neamz und Jassy (1702) zc. kommen als Druckorte vor. In Suczawa bestand eine Druckerei schon in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, in Radauz eine solche unter Bischof Warlaam in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts. Der Kupferstich war in der in Rede stehenden Epoche — und ist in der Bukowina selbst heute noch — nicht vertreten; an älteren Lithographien findet man u. a. zwei französische, Stefan den Großen, beziehungsweise den Wojewoden Basil Lupul darstellend, im Kloster Suczawiza und eine aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammende, in Lemberg gedruckte, mit der damaligen Ansicht von Czernowiz.

In der orientalischen Kirche, welche die figürliche Plastik vollständig verpönte, während sie auf der Synode vom Jahre 842 nach den Bilderstreitigkeiten die Malerei wieder gestattete, mußte sich naturgemäß die letztere, hier fast Alleinherrscherin im Reiche der decorativen Künste, in hervorragender Weise, wenn auch nicht immer bis zur höchsten Kunstentfaltung entwickeln. Gehemmt war sie in dieser Beziehung theils durch den pädagogischen Zweck, theils durch ihre, sich über einen bedeutenden Umfang erstreckende ornamentale Natur. Sie ließ ferner die Individualität des Künstlers nur in beschränktem Maße zur Geltung gelangen, da die orthodoxe Kirche ziemlich strenge, noch heute bestehende Vorschriften in Bezug auf Inhalt und Vertheilung der einzelnen Bilder erließ. Durch ihren erziehlichen Charakter ist die Malerei vorwiegend eine Dienerin des Cultus geworden. Analphabetikern sollte sie — und diese waren nicht blos im gesammten Volke, sondern auch in der überwiegenden Zahl der Mönche zu suchen — die Legenden aus dem alten und neuen Testamente, in einzelne Cyklen gruppirt, vermitteln; den frommen Gläubigen hatte sie die guten Thaten und die Leiden der Märtyrer, die Sünden und Greuel der Ketzer und Bösen vorzuführen; dem hingebenden Gemüthe sollte sie von den Freuden des Himmels und den Qualen der Hölle erzählen. Vielfach schematisch, wie die Lettern

der Bibel, erscheinen die Figuren der zahlreichen Heiligen und die Bilder aus der religiösen Geschichte nebeneinander gereiht, oft nur durch einen Strich oder ein schmales, ornamentirtes Band von einander getrennt. Die kleinste Fläche der Wand sowohl, als der Wölbungen, ja auch alle Fenster- und Thürlaubungen treten in den Dienst dieser Kunst, welche die Gesimungen mehr und mehr verdrängt. In moldauisch-byzantinischen Kirchen werden bald auch die Außenflächen in die Malerei mit einbezogen, um für weitere Darstellungen Raum zu gewinnen. Derart erscheint auch noch der Klosterhof, beziehungsweise die Umgebung der Kirche als geheiligter Ort gekennzeichnet und der Blick, den der Mönch aus seiner einsamen Zelle durchs Fenster wirft, entrückt ihn nicht seinen beschaulichen Betrachtungen. Die Aneinanderreihung der passend gewählten Felder erfolgt hier, wie im Innern, ohne besondere Rücksichtnahme auf architektonische Gliederungen, selbst nicht auf Strebepfeiler oder Fensteröffnungen.

Die Tafelmalerei beschränkt sich, mit Ausnahme einer Anzahl kleinerer, auf dem Proskynitarion abwechselnd aufzulegender Festtagsbilder, etlicher Gemälde in Speisefälen, sowie Porträts und dergleichen, auf die Ikonostasen, an welchen neben der Schnitzkunst vorwiegend die Malerei — diese allerdings auch hier ziemlich in Masse — vertreten ist. Die meist auf Holzplatten hergestellten, oft mit Goldgrund versehenen Bilder, werden hier, der Vorschrift gemäß, in zwei Haupt- und drei Nebenreihen, welche durch einen passenden architektonischen Aufbau gebildet werden, übereinander angeordnet. Den Sockel zieren gewöhnlich vier Darstellungen aus dem alten Testamente; über demselben, in der ersten Hauptreihe von unten nach oben gerechnet, sind die vier sogenannten Hauptbilder, Christus, Maria und die Kirchenpatrone darstellend, zu sehen, während in gleicher Höhe die Felder der zwei Seiten- oder Diakonsthüren Engelgestalten, jene der mittleren oder Königsthüre aber die Verkündigung Mariens enthalten. Über dieser letzteren Thür bemerkt man das sogenannte Schweißtuch der Veronika (das heilige Mandilion) und darüber, in der zweiten Nebenreihe, das heilige Abendmahl. Im Übrigen enthält diese Reihe die zwölf wichtigsten Jahresfeste, über denen, in der zweiten Hauptreihe, die Gestalten der zwölf Apostel und, in der obersten Nebenreihe, Brustbilder der zwölf Propheten angebracht sind. Über dem Abendmahl befindet sich das große Gemälde Christus auf dem Throne, darüber der heilige Geist, ferner Gott Vater und darüber, als Bekrönung der Ikonostasis, ein verziertes Kreuz mit dem Bilde des sterbenden Heilandes, zu dessen beiden Seiten endlich die Heiligen Maria und Johannes. Die Wandmalereien treten als eine nothwendige Ergänzung hinzu, so daß die gesammte malerische Ausschmückung als eine harmonische Verkörperung der kirchlichen Gedankenkreise gelten kann. Hoch oben, im Fond der Kuppel, thront Jesus Christus, der Pantokrator oder Allmächtige, umgeben von den Chören der Engel, Propheten und den in den vier Gewölbezwickeln dargestellten Evangelisten,

mild herabblickend auf die andächtige Gemeinde. Bilder aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Heilands, sowie aus dem Leben der Gottesmutter nehmen in der Regel die oberen zwei Reihen, Gestalten von Heiligen, sowie das bereits erwähnte Widmungsbild,



Domkirche in Czernowitz.

die unterste Reihe im Naos ein. Das Ganze gleicht einem Riesenteppig, welcher alle Flächen überdeckt und gegen unten zu in regelmäßig gelegten Falten abschließt. Die Sockeltheile indeß sind, eine Reminiscenz an die Marmorvertäfelung, mit mehreren Reihen, farbige, rautenartige Steine darstellend, bemalt. Im Altarraume finden wir häufig die

Butowina,

Himmelfahrt Christi, Bilder aus der göttlichen Liturgie, die Muttergottes als Allheilige oder Panagia, die heiligen Bischöfe u. s. w., während die Darstellungen im Pronaos u. a. den Lebens-, beziehungsweise Leidensgang des Kirchenpatrons schildern. Die gegen Westen gerichtete Wandfläche der Vorhalle oder des Kirchenäußeren enthält in der Regel das große Bild der Wiederkunft Christi, das jüngste Gericht. Die Außenmalerei entnimmt ihren Inhalt vielfach dem alten Testamente und bringt auch mehr oder weniger profane Darstellungen, wie die der Belagerung Konstantinopels durch die Türken, die Überbringung des Leibes des heiligen Johannes Novi nach Suzawa, die Gestalt des Metropolitens Gregor Koszka neben der des Einsiedlers Daniel in Woronez u. s. w. und zeigt hie und da wohl auch Imitationen von Stein- oder mehrfarbigem Ziegelrohbau.

Wie die alten Tafelgemälde, welche sich in zartester Weise auch über einzelne Flächen der Einrichtungstücke (Analogia, Triptycha, Thüren etc.) erstrecken, in der Regel auf mit Gyps überzogenen Holztafeln hergestellt wurden, so erscheinen auch die Wandmalereien auf einer sorgfältig geglätteten, im Ganzen jedoch den Unebenheiten der rohen Bruchsteinwand folgenden Mörtelschichte aufgetragen. Dem eine verhältnißmäßig dünne Schichte bildenden fetten Mörtel wurden langfaserige, zähe Gräser oder Kälberhaare beigemischt, um neben genügender Festigkeit den nöthigen Haft an den Wänden zu erzielen und das Rissigwerden zu verhüten. Die Farben sind kräftig, satt und gut deckend. In der Technik der Malereien ist ebensowenig, wie im Stil und ihrer Detailbehandlung ein merkbarer Unterschied zwischen den aus verschiedenen Zeiten stammenden Werken nachweisbar, ja es scheinen die Mehrzahl der Darstellungen gegenseitige Copien zu sein. Trotz des gewaltigen Umfanges der Malereien wurden die Kirchen häufig binnen einem Jahre ausgemalt, was die Thätigkeit einer größeren Anzahl von Künstlern und Arbeitern voraussetzt. Man ersieht dies deutlich an den Gemälden selbst, von welchen weder alle gleichwerthig sind, noch auch die einzelnen derselben in allem dieselbe Hand zeigen. Die Köpfe sind zumeist sehr ausdrucksvoll und rühren, sowie die Hauptconception der Darstellung vom Meister her, während alles übrige durch Hilfskräfte besorgt wurde; die Staffage namentlich erscheint immer recht handwerksmäßig durchgeführt. Das Ganze wirkt aber trotzdem infolge der ziemlich gleichmäßigen Vertheilung der gesättigten Farben im Halbdunkel der Innenräume und auch im Äußern harmonisch und ruhig.

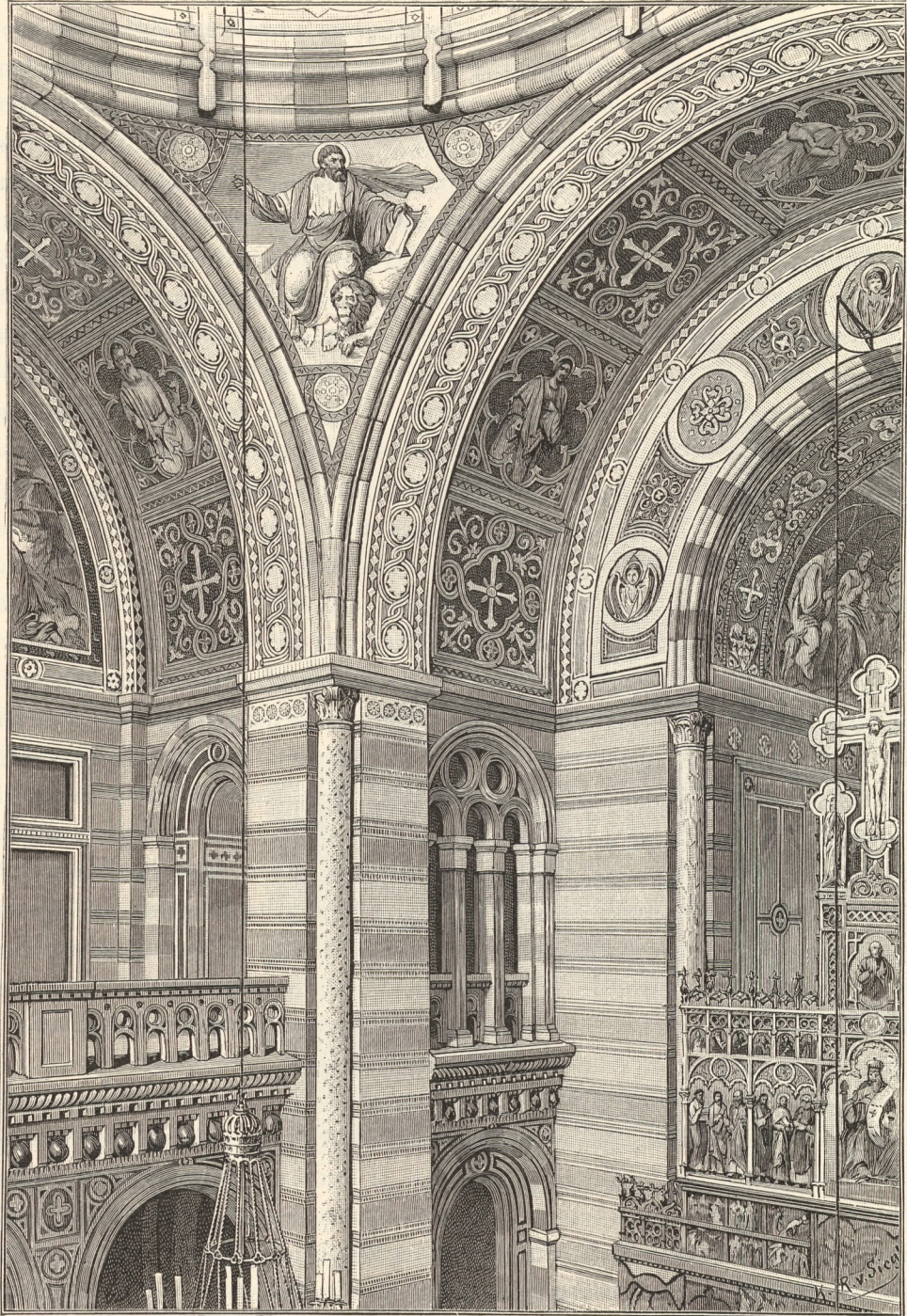
In der Bukowina stand die Wandmalerei schon sehr frühzeitig in Übung. So stammen die noch sichtbaren Reste an der 1401 erbauten älteren Klosterkirche zu Watra-Moldawiz a, wenn nicht schon aus dieser Zeit, so doch spätestens aus dem Jahre 1531, in welchem die Kirche zu Grunde ging. Es zeigen ferner die Ruinen der bezüglich ihrer Bauzeit allerdings noch nicht bestimmten Kapelle am alten Fürstenschlosse zu Suzawa, sowie an der alten, 1513 verfallenen Mirautzer Kirche ebendasselbst Reste figuraler und

ornamentaler Bemalung. Die Fresken der Kadautzer Kirche stellen letztere auf der Widmungswand ohne Vorhalle dar, ein Beweis, daß die Ausmalung vor Errichtung der Vorhalle, das ist vor 1559 erfolgte. An der 1488 erbauten ehemaligen Klosterkirche Woroneß ließ die Malerei inschriftlich der Metropolit Gregor Roszka, 1546, mit dem Bau der Vorhalle herstellen oder vielleicht nur erneuern, wie beispielsweise ja auch die Kuppel zu Watra-Moldawiza zwei Schichten von Malereien trägt. Dermalen erscheinen mehr oder weniger vollständig die Kirchen zu Woroneß, St. Illie, Arbora, Klosterhumora, Watra-Moldawiza, Suczawiza und die St. Georgskirche in Suczawa bemalt; nur innen die Demetriuskirche in Suczawa, sowie die Kirchen in Kadautz, Badauz, Petrouß Parhouß, Dragomirna, Horecza. An einigen dieser Kirchen wurde die bestandene Außenmalerei übertüncht oder völlig abgeschlagen. Die außen nicht bemalte Klosterkirche Dragomirna, deren Vorhalle — des Ablebens des Stifters wegen — in ihrer Bemalung unvollendet blieb, war jedenfalls auch für Außenbemalung projectirt. An vielen Kirchen, wie Putna, Solka zc. ist die Malerei infolge späterer Renovirungen vollständig verschwunden. Wie an manchen georgischen Kirchen zerstörten oder schädigten auch in der Bukowina Tataren einzelne Malereien, z. B. in Watra-Moldawiza.

Über die künstlerischen Urheber der Wandmalereien selbst besitzen wir keinerlei bestimmte Nachrichten und es ließen sich auch bis jetzt keine Namen auf den Bildern selbst finden. Bloss vereinzelte Sagen beschäftigen sich mit den Freskomalern; so eine mit dem der Klosterkirche Suczawiza: Erst nach langem Suchen konnte ein tüchtiger Künstler gefunden werden; inmitten der Arbeit aber, und zwar gelegentlich der Herstellung der Außenmalerei, stürzte er vom Gerüste und blieb auf der Stelle todt, weshalb die äußere Bemalung auch nicht zu Ende geführt werden konnte. Eine andere Sage erzählt von dem unglücklichen Ende des Malers der Kirche Watra-Moldawiza, den Fürst Peter Karesz köpfen ließ. Vergleichen wir indeß die hiesigen Malereien, sowohl was den Inhalt derselben, als die Vertheilung, Detailbehandlung und technische Durchführung anbelangt, mit jenen der Klöster vom Berge Athos, so finden wir, fast bis ins kleinste Detail, eine völlige Übereinstimmung. Über die Kirchenmalereien des Athos unterrichtet uns das bekannte „Handbuch der Malerei vom Berge Athos“, das aus dem XVI. Jahrhundert stammen dürfte und den Maler Priestermonch Dionysios zum Verfasser hat. Für seine eigene Thätigkeit diente ihm ein Meister des XII. Jahrhunderts, Manuel Panjdinos — wie er bescheiden sagt — als unerreichbares Vorbild. Die in dem Handbuche niedergelegten ikonographischen Beschreibungen passen nun in jeder Beziehung auf die moldauisch-byzantinischen Kirchenmalereien, wie man dies aus ihrer Vergleichung mit den einzelnen Darstellungen leicht erfieht, z. B. der Darstellung des jüngsten Gerichtes, der Jacobsleiter, der Gastfreundschaft Abrahams u. s. w. Aber auch die technische Ausführung

stimmt völlig mit dem überein, was hierüber das Handbuch enthält. Wir können deshalb mit Sicherheit annehmen, daß sich entweder die Künstler der hiesigen Malereien in der Kunstschule am Athos ausbildeten oder, was wahrscheinlicher ist, daß Mönche vom Athos selbst die Durchführung der Ausmalung hiesiger Kirchen übernahmen und bei dieser Gelegenheit vielleicht einheimische als Hilfskräfte verwendete Mönche in der Malerei unterrichteten. Inschriften auf Fresken im griechisch-orientalischen ehemaligen Kloster Skit-mare in Bofutien enthalten wiederholt Hinweise auf den heiligen Athosberg.

Ähnliches gilt wohl auch in Bezug auf die Tafelbilder, welche, weil selten signirt, oft schwieriger als die Wandmalereien zu datiren sind. Die Kirche zum heiligen Johann dem Täufer in Suczawa besitzt ein kleines Tafelbild mit griechischen Inschriften, das wohl unstreitig von einem griechischen Maler stammt; in Radauz befindet sich ein aus dem Kloster Skit-mare herrührendes Bild, auf dessen Rückseite zu lesen ist: „Dieses Bildniß des heiligen Vaters Nikolai gehört der Kirche in Skit-mare, wo es durch den Priestermönch Job, den Maler, erneuert wurde im Jahre Christi Geburt 1698, im Monat August, in den Tagen des I gumens, des Vaters Sofronie“. Auf der Vorderseite trägt es die kirchenslavische Inschrift: „Dieses Bild ward in der Metropole Radauz unter Bischof Hr. Pachomie im Jahre 1504 im Monate November 18 mit Silber beschlagen“. Ein hübsches Bild, der thronende Christus in der Kirche zu Petrouz, trägt in kirchenslavischen Lettern folgende rumänische Inschrift: „Radul, Maler, hat's überarbeitet, 1802“. Von den Ikonostasen, von denen beispielsweise jene in Mamajestie auf einem Bilde die Jahreszahl 1760 und „Mathei Dunajewski, Maler aus Lemberg“ trägt, stammen viele aus jüngerer Zeit; ihre Bilder, manchmal wohl älter als die Bilderwand, besitzen im Allgemeinen keinen großen Kunstwerth. Daß die alte Kunst überhaupt im XVIII. Jahrhundert hier vollständig zurückging, ist zweifellos; gleichwohl findet man auch recht bemerkenswerthe, allerdings wohl fremde Leistungen. Von solchen sind die Bilder der Haupt-Ikonostasis aus Suczawiza hervorzuheben, sowie jene der allerdings erst aus dem Jahre 1805 stammenden, im Pronaos befindlichen Neben-Bilderwand. Von älteren Bildern erwähnen wir einzelne in noch bestehenden Ikonostasen befindliche oder von früheren Bilderwänden herrührende, und zwar: in der Kirche zu Czumorna (früher zu Kimpolung); in der Kirche zu Skobodzia-Komarestie (früher zu Kewna), beziehungsweise aus der Pfarrkirche zu Putna; aus der alten Kirche zu Zastavna u. s. w.; ein großes Bild in der Vorhalle zu Dragomirna, Christus auf dem Throne mit der drastischen Darstellung des Himmels und der Hölle; ein dermalen auf dem Corridor des Klosters Dragomirna befindliches großes Bild; zahlreiche Porträts von einzelnen Fürsten, Bischöfen oder Kloster-vorstehern, welche wohl vielfach spätere Copien sind u. dgl. Die werthvollsten Gemälde dürften indeß die im Refectorium des Klosters Suczawiza deponirten, angeblich von der alten



Aus dem Innern der Synodal-Kirche der erzbischöflichen Residenz in Czernowitz.

Ikonoſtaſis herrührenden ſein, darunter die Muttergottes auf dem Throne und die heilige Dreifaltigkeit; ferner wohl auch noch drei auf Leinwand gemalte alte Bilder, und zwar Chriſtus am Kreuze, Maria als Tröſterin der Leidenden und das große Bild mit dem heiligen Abendmahle. An dem oft erwähnten Gemälde mit der Darſtellung des Kloſters Putna aus dem XVIII. Jahrhundert iſt ſo recht deutlich zu erkennen, daß die Maler in der Wiedergabe von Gebäuden und Landſchaften, überhaupt von nicht figürlichen Objecten nur wenig Schulung bekunden. Eine ganz abweichende Behandlung der Wandmalerei zeigt die Kirche in Horecza, welche, wie ſchon früher bemerkt, auch in den architektoniſchen Details fremdartigen Charakter beſitzt und welche, wie als Baudenkmal, ſo auch bezüglich der Wandmalereien gewiſſermaßen den Übergang von dem alten moldawiſch-byzantiniſchen Stile zur modernen Kunſt in der Bukowina bezeichnet. Die völlig im Geiſte des Barockſtils gehaltenen Malereien an derſelben, ſowie in der über der Vorhalle gelegenen St. Georgskapelle, leider vielfach durch Reſtaurationen beſchädigt, bekunden, wie beſpielsweiſe das jüngſte Gericht, der heilige Georg und dergleichen, einen gewiegten wohl fremden Künſtler, deſſen Name bis jetzt nicht eruirt werden konnte.

Nachdem im XVIII. Jahrhundert das geſammte künſtleriſche Leben in der Bukowina ſtagnirt hatte, empfing die Kunſt neuen Impuls, als das Land der öſterreichiſchen Monarchie einverleibt wurde. Czernowiß, das biſher an der Kunſtentwicklung keinerlei Antheil nahm, wird als neue Landeshauptſtadt der Mittelpunkt einer, wenn auch vorerſt ganz beſcheidenen Kunſtbewegung, welche zunächſt durch die Errichtung zahlreicher Gebäude für die Verwaltungs-, militäriſchen und kirchlichen Oberbehörden, die hier ihren Sitz erhalten, für Bildungsanſtalten, ſowie für die raſch zunehmende Bevölkerung inauguriert wird. Es entſtanden das alte griechiſch-orientaliſche Reſidenzgebäude (1782), ferner das Militär-Stationſcommando, im Jahre 1843 das Rathhaus mit ſeinem 45 Meter hohen Thurme; es wird eine Reihe von Amts-, Wohn- und Geſchäftshäuſern am ſogenannten Ringplaz und in den anſchließenden Hauptſtraßen, alle ſchlicht und einfach, zumeiſt aber in ſehr ſolider Bauart, errichtet. Gleich einfach erſcheint die verhältnißmäßig kleine, im Jahre 1826 geweihte katholiſche Kirche zur heiligen Kreuzerhöhung, ein Renaissancebau mit einem Thurme über der Vorhalle, gehalten.

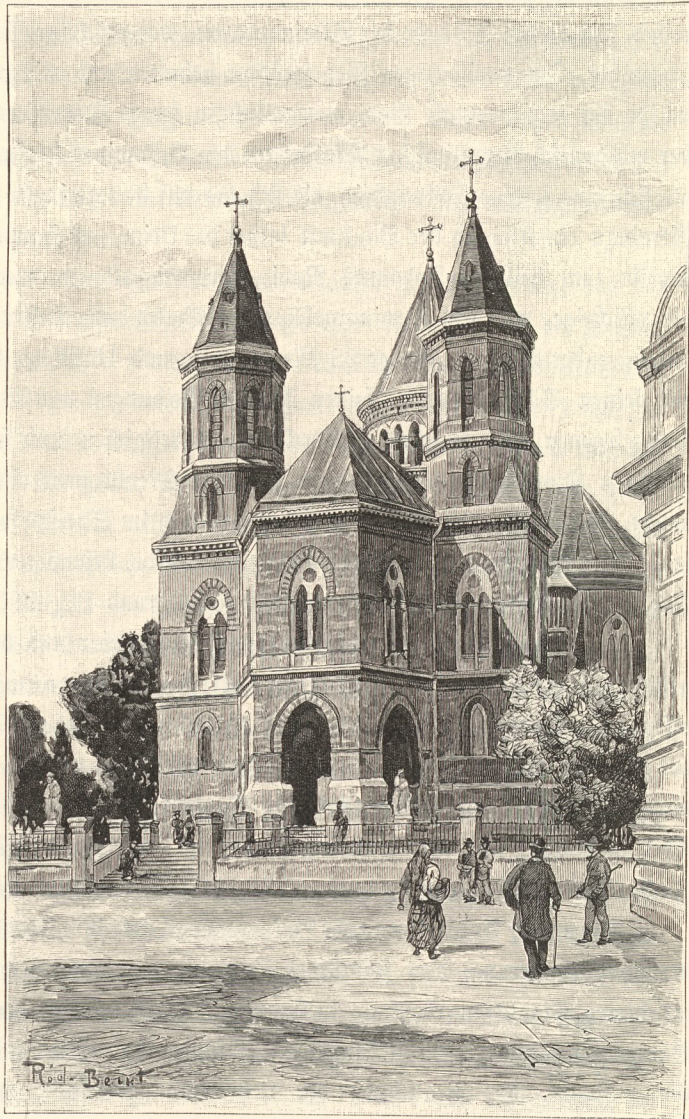
Als erſtes, in architektoniſcher Beziehung hervorragendes Bauwerk in Czernowiß, überhaupt in der Bukowina, iſt die griechiſch-orientaliſche erzbüchſſliche Kathedrale zum heiligen Geiſte (Domkirche) zu bezeichnen, welche in der fleckblattförmigen Grundrißdiſpoſition dem Stil der moldawiſch-byzantiniſchen Gotteshäuſer folgt, im Übrigen aber die reinen Formen der italieniſchen Renaissance zeigt. Der Bau iſt relativ ſehr groß: Haupt- und Querschiff meſſen im Lichten über 11 Meter an Breite; die Geſamtlänge beträgt rund 56 Meter, die größte Breitenausdehnung an 30 Meter; er beſitzt an den

Seiten der Vorkhalle zwei niedrige Uhr- und Glockenthürme und ist mit einer mit Laterne versehenen, bis zu 46 Meter aufsteigenden Tambourkuppel und zwei kleineren Laternenkuppeln überdeckt. Die Pläne fertigte der k. k. Hofbaurath (jetzt Baudepartement des Innern benannt) in Wien an. Die Ausführung, unter Leitung des Ingenieurs Köll, fällt in die Jahre 1844 bis 1846.

Gleichzeitig mit der Kathedrale wurde der Bau der griechisch-orientalischen Kirche zur heiligen Parasfewa begonnen, und zwar durch den Pfarrer N. Basilovici nach einem in romanischen Formen gehaltenen, von N. Pawłowski angefertigten Entwürfe. Mangels des nöthigen Baucapitals verzögerte sich die Ausführung, bis die Vollendung auf Rechnung des griechisch-orientalischen Religionsfondes übernommen wurde; die Einweihung erfolgte im Jahre 1862.

Das bischöfliche Residenzgebäude erwies sich bald als zu klein, und da es zudem baufällig geworden und die

Erhebung des Bisthums zum Erzbisthum und zur Metropole in Aussicht stand, faßte man die Errichtung eines umfangreichen, zweckentsprechenden und würdigen Baues ins Auge. Im Jahre 1860 ertheilte Seine Majestät Kaiser Franz Joseph I. die Einwilligung



Die armenische Kirche in Czernowitz.

hieszu und genehmigte im Jahre 1863 die von dem Architekten Josef Glávka verfaßten Pläne. Mit dem erzbischöflichen Residenzgebäude stehen das griechisch-orientalische Seminarium und das sogenannte Priesterhaus derart in Verbindung, daß diese Gebäude den großen, mit einem mächtigen Portal abgeschlossenen Vorhof umgeben. Rückwärts reihen sich an die Gebäude der Seminargarten, der prächtige Residenzpark und der Wirthschaftshof. Im zweifarbigen Ziegelrohbau gehalten und mit glasirten Ziegeln eingedeckt, wurde der monumentale Bau, namentlich in seinen Detailformen, mit freier Benützung der moldauisch-byzantinischen Motive an den Bukowiner Klosterkirchen errichtet und zeigt an sich eine seltene Stilreinheit, die sich bis auf das geringste Einrichtungsstück erstreckt. Geradezu ein Kleinod der Baukunst bildet die kleine, im Hauptgebäude befindliche Hauskapelle zum heiligen Johannes Novi; hervorragend in ihrer Durchführung ist ferner die prächtige, mit dem Seminargebäude in Verbindung stehende Seminarirche. Von imponirender Wirkung ist der 22 Meter lange und 16 Meter breite Synodalsaal, der mit seinen Säulengalerien, seinen Wandverkleidungen aus Bukowiner Marmor, seiner hochgelegenen, farbenreichen Holzdecke, seinen religiösen und historischen Fresken, seinen massigen Kronleuchtern und seinem sonstigen Meublement einen fascinirenden Eindruck macht. Reiche und edle Pracht entfaltet sich auch im Speise- sowie im großen Empfangssaale. Der Bau begann im Jahre 1864 und wurde, besonderer Hindernisse wegen, erst im Jahre 1882 vollendet. Der Bauaufwand betrug rund $1\frac{3}{4}$ Millionen Gulden.

In Ziegelrohbau und mit Benützung romanischer und byzantinischer Formen ausgeführt ist die armenisch-katholische Kirche in Czernowitz. Zu beiden Seiten der offenen Vorhalle besitzt sie niedrige, mit Zeltdächern versehene Thürme, während sich über der Vierung eine zeltförmig abgedeckte Laternenkuppel erhebt. Der Plan rührt ebenfalls vom Architekten Josef Glávka her; die Ausführung fällt in die Jahre 1869 bis 1875. Edel in Anlage und Durchführung ist der in maurischem Stile von Julian Ritter von Zachariwicz in Lemberg geplante, 1873 bis 1878 errichtete israelitische Tempel.

Die neuere Architektur in der Bukowina verdankt ihre Förderung dem Baudepartement der Landesregierung, dem städtischen Bauamte und ganz besonders der im Jahre 1873 errichteten Staatsgewerbeschule in Czernowitz, aus welcher bereits eine Anzahl tüchtiger Baumeister hervorgangen ist. Außer den einfachen Bauten des kürzlich bedeutend erweiterten Gymnasiums, der Realschule, der Lehrerbildungsanstalt, verschiedener Kasernen und zahlreichen Gerichts- und Verwaltungsgebäuden in den Provinzstädten wurden durch das Regierungs-Baudepartement die imposanten Gebäude der Landesregierung und der Kaiser Franz-Josephs-Universität in Czernowitz, sowie im Jahre 1894 die elegant durchgeführte Priorswohnung im Kloster Suczawa, endlich die 1898 vollendete griechisch-orientalische Kirche in Kosch, letztere nach den Plänen des k. k. Bauathes G. Sachs in

Wien; seitens des städtischen Bauamtes außer Volksschulen und verschiedenen communalen Bauten die große Albrechtskaserne errichtet, während durch Gewerbeschul-Fachlehrer zahlreiche Kirchen, öffentliche und Privatgebäude und dergleichen, sowie die Bauten der im Jahre 1886 abgehaltenen Landesausstellung in Czernowitz; durch den Gewerbeschuldirektor J. Laizner insbesondere das Gewerbeschul-Gebäude, das allgemeine Landeskrankenhaus, das Gewerbemuseum, sämmtlich im Stile der Renaissance gehalten, ferner 1893 bis 1894 die gothische Hallenkirche zum heiligen Herzen Jesu mit dem 60 Meter hohen Thurme entworfen wurden. Eine größere Zahl von Gebäuden (Kirchen, Wohlthätigkeitsanstalten zc.) ist im ganzen Lande anlässlich des 1898 eintretenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers im Entstehen begriffen.

Aus Suczawa mag eines alten, typischen Bojarenhauses gedacht werden, das der Tradition gemäß im Jahre 1783 Kaiser Josef II. als Hoflager diente, ferner der großen, 1842 eingeweihten römisch-katholischen Kirche. Kleinere römisch-katholische Gotteshäuser wurden in Sadagóra, Sereth, Kozman, Kaczika, Gurahumora und Kimpolung (1826), in Hadikfalva und Andrásfalva (1857), evangelische Kirchen unter anderen Orten in Radauz (1826) und Czernowitz (1847 bis 1849, nach Plänen J. Engels) errichtet; eine große Lippowaner Kirche besteht in Fântána alba, während man in jüngerer Zeit zahlreiche größere und kleinere griechisch-orientalische Gotteshäuser erbaute, von welchen wir die in Russisch-Banilla, Storożynez, Kaczika und Bozoritta, sowie das in Kimpolung hervorheben wollen, zu welcher letzterem weiland Kronprinz Rudolf im Jahre 1887 den Grundstein legte.

Der Vollständigkeit halber muß noch der Wohnhäuser auf einzelnen Gutsbesitzungen gedacht werden, unter welchen die in Waszkouz am Sereth, Czerepkouz, Strojestie, Jakobestie, Kostina, Sadagóra, Stefanivka und insbesondere das reizende, im normännischen Stile errichtete, mehr oder weniger dem Schlosse Miramar nachgebildete Guts Haus in Budeniz zu nennen sind.

Die jüngere Plastik in der Bukowina beschränkt sich im Allgemeinen auf die Herstellung der decorativen Details für Architekturwerke. Als Arbeit von künstlerischem Werth ist in dieser Beziehung die Gruppe des Giebelfeldes am jonischen Porticus des sogenannten Curjalons zu Czernowitz, Diana im Bade vorstellend, zu erwähnen. Ein edles Werk der freien Plastik ist das 1875 zur Feier der hundertjährigen Vereinigung der Bukowina mit Oesterreich errichtete Austria-Denkmal. Es ist über acht Meter hoch; die Hauptfigur aus Carrara-Marmor, die Reliefs aus Bronze. Der Entwurf rührt vom Bildhauer Professor Carl Beckary her; als Mitarbeiter beteiligten sich an der Ausführung Architekt C. Hofner, Bildhauer C. Morak und Bronzegießer C. Turbain. 1897 wurde im städtischen Volksgarten die Büste des Dr. Const. Tomaszczuk, der sich als Mitbegründer der hiesigen Universität und Politiker viele Verdienste erwarb, aufgestellt. Die figurale

Arbeit rührt von Professor A. Brenek in Wien, der architektonische Entwurf vom Verfasser dieser Darstellung her. Noch sei einer hübschen, die Kaiserkrone tragenden Denksäule gedacht, welche die Gemeinde Fürstenthal zur Erinnerung an die Anwesenheit weiland des Kronprinzen Rudolf (9. Juli 1887) auf ihrer Gemarkung errichtete.

Wenig ist über die Malerei in der Bukowina aus unserem Jahrhundert zu berichten. In der ersten Hälfte desselben wird als Ikonostasenmaler Jolafowski genannt, während das Porträt in primitiver Weise von J. C. Gruzik und L. Ziolkowski, besser von A. Spulac, hervorragend aber durch C. Arends, F. X. Knapp und M. Godlewski gepflegt wurde. Von Knapp rühren auch hübsche, im Druck erschienene Aquarelle, Bukowiner Ansichten, her. Besondere Verdienste erwarben sich Carl Svoboda, dann Johann Klein und Carl Jobst durch ihre historischen Fresken, beziehungsweise durch die der typologischen Darstellungsweise der Bukowiner Klosterkirchen gemäß erfolgte rituale und decorative Ausmalung des erzbischöflichen Residenzgebäudes, der Letztgenannte überdies durch die in den Jahren 1894 und 1895 ausgeführte stilgerechte Ausmalung der griechisch-orientalischen Kathedrale in Czernowitz. Von jüngeren Künstlern ist in erster Linie der 1891 gestorbene Diöcesenmaler Epaminondas Buczewski zu nennen, welcher zahlreiche Ikonostasen in der Bukowina mit Bildern schmückte, für die Agramer Kathedrale und die Nicolauskirche zu Jassy thätig war und 1880 die Fresken der alten griechisch-orientalischen Kirche zu Radauz restaurierte. Als Porträtmaler that sich Justin Pihuleak hervor. Gegenwärtig wirken, vornehmlich als Diöcesenmaler, Eugen Maximovicz und Friedrich von Schiller.



Tatarendenmal bei Wama.